

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat erst spät damit begonnen, ihre Rolle im Nationalsozialismus aufzuarbeiten und unbequemen Wahrheiten ins Gesicht zu sehen. Dazu gehörten nicht zuletzt dunkle Punkte in der Vergangenheit von bewunderten Größen des Fachs wie Werner Conze, Hans Rothfels, Theodor Schieder – und Otto Brunner, der noch in den 1950er Jahren zu einem der einflussreichsten Historiker der jungen Bundesrepublik aufstieg. Hans-Henning Kortüm zeichnet Brunner als kämpferischen Nationalsozialisten, dessen völkische Überzeugungen auch sein Nachkriegswerk prägten. Er stützt sich dabei auf bislang kaum bekanntes Aktenmaterial und auf das Manuskript eines lange verschollenen Buchs, das ein bezeichnendes Licht auf Otto Brunner wirft.

Hans-Henning Kortüm

## „Gut durch die Zeiten gekommen“

Otto Brunner und der Nationalsozialismus

### I. Einleitung

Als am 12. Juni 1982 der emeritierte Lehrstuhlinhaber für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Hamburg, Otto Brunner, starb und kurze Zeit später auf dem Friedhof seines langjährigen Wohnorts Blankenese zu Grabe getragen wurde, fand das Leben eines Mannes sein Ende, der ohne Zweifel zu den einflussreichsten deutschen Historikern des 20. Jahrhunderts gehört. Im Mai 1945 war das nicht unbedingt zu erwarten gewesen, denn der Zusammenbruch des Großdeutschen Reichs hatte eine spürbare Zäsur in Brunners akademischen Werdegang bedeutet. Für Brunner, der sich dezidiert als Deutscher fühlte, war die Gründung der Zweiten Österreichischen Republik in doppelter Hinsicht ein Desaster: Das unmittelbar 1945 an seiner Wiener Heimatuniversität einsetzende Entnazifizierungsverfahren endete 1948 mit seiner endgültigen Zwangspensionierung.<sup>1</sup> Womöglich noch schwerer trug er aber an dem Umstand, dass er sich jetzt nicht mehr „zum deutschen Volk [...] zählen“ durfte, wie er mit einiger Bitterkeit dem ebenfalls zwangspensionierten ehemaligen „Kronjuristen des Dritten Reiches“, Carl Schmitt, schrieb, mit dem er seit den 1930er Jahren in brieflichem Austausch gestanden hatte.<sup>2</sup> Doch im Unterschied zu Schmitt gelang es Brunner vor allem dank der tatkräftigen Schützenhilfe einiger Kollegen, die unbeschadet

<sup>1</sup> Brunner konnte „trotz vergleichsweise günstiger Beurteilung durch die Sonderkommissionen [...] nicht an die Wiener Universität zurückkehren“. Zum Entnazifizierungsverfahren Brunners vgl. Roman Pfefferle/Hans Pfefferle, Glimpflich entnazifiziert. Die Professorenschaft der Universität Wien von 1944 in den Nachkriegsjahren, Göttingen 2014, S. 150–152, hier S. 151.

<sup>2</sup> So Brunner in einem Brief an Carl Schmitt vom 2. 9. 1950: „Ich bin mit Familie, Wohnung, Büchern gut durch die Zeiten gekommen, allerdings hat man mich pensioniert und ich muß sehen, wie ich bescheiden durchkomme.“; Rheinisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (künftig: HStA Düsseldorf), Nachlass Carl Schmitt, RW 265–2112.

und allenfalls mit sehr kurzer Unterbrechung ihre Karrieren hatten fortsetzen können, in der jungen Bundesrepublik Deutschland beruflich wieder Fuß zu fassen. Namentlich sein Hamburger Amtsvorgänger Hermann Aubin,<sup>3</sup> mit dem Brunner seit den 1930er Jahren im Rahmen der sogenannten Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften eng verbunden war, erwies sich als ein energischer Befürworter seiner Kandidatur für den Hamburger Lehrstuhl.

Die spätestens mit dem 42. Historikertag in Frankfurt am Main 1998 in der Bundesrepublik einsetzende intensive Debatte über die Verstrickung von Historikern in den Nationalsozialismus<sup>4</sup> hat dazu geführt, dass wir mittlerweile über die einschlägigen Netzwerke und Strukturen, die schon in den 1930er Jahren bestanden und sich in die Nachkriegszeit fortsetzten, vergleichsweise gut informiert sind. Als weithin akzeptiert kann der Umstand gelten, dass unter fachgeschichtlichen Aspekten auch und gerade für die Historikerkunft das Jahr 1945 alles andere als einen Neubeginn darstellte.<sup>5</sup> Der neueren Forschung ging es neben dem konkreten Nachweis der nationalsozialistischen Verstrickungen vieler Historiker, die dann in der Bundesrepublik Deutschland weiter Karriere machen sollten, vor allem auch um ein tieferes Verständnis ihrer spezifischen Verhaltensweisen zwischen 1933 und 1945.<sup>6</sup>

Zwei Forschungsansätze sind in diesem Zusammenhang besonders deutlich erkennbar geworden: Zum einen baut man auf ein stark generationengeschichtlich orientiertes Analysekonzept<sup>7</sup> und betont insbesondere den Umstand, dass das zentrale Erlebnis des Ersten Weltkriegs bei vielen der um 1900 geborenen Männer zu entsprechenden mentalen Dispositionen und daraus resultierenden Verhaltensweisen geführt habe.<sup>8</sup> Auch wenn mittlerweile mit gewissem Recht vor ei-

<sup>3</sup> Vgl. Eduard Mühle, *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*, Düsseldorf 2005.

<sup>4</sup> Die einschlägigen Referate des Historikertags und andere Beiträge, die sich mit der Thematik befassen, sind versammelt in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1999; vgl. ferner Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten*, Göttingen 2000, und Anne Christine Nagel, *Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970*, Göttingen 2005.

<sup>5</sup> Zur Geschichtswissenschaft vgl. Frank-Rutger Hausmann, „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945), Heidelberg <sup>3</sup>2007, S. 177–203.

<sup>6</sup> Vgl. Hartmut Lehmann/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, Bd. 1: Fächer, Milieus, Karrieren, Göttingen 2004, und dies. (Hrsg.), *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, Bd. 2: Leitbegriffe, Deutungsmuster, Paradigmenkämpfe. Erfahrungen und Transformationen im Exil, Göttingen 2004.

<sup>7</sup> Vgl. dazu ausführlich Jens Thiel, *Nutzen und Grenzen des Generationenbegriffs für die Wissenschaftsgeschichte. Das Beispiel der „unabkömmlichen“ Geisteswissenschaftler am Ende des Dritten Reiches*, in: Matthias Middell/Ulrike Thoms/Frank Uekötter (Hrsg.), *Verräumlichung, Vergleich, Generationalität. Dimensionen der Wissenschaftsgeschichte*, Leipzig 2004, S. 111–132, hier S. 111–118, und ferner Nagel, *Schatten*, S. 13–16.

<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang wird u. a. „auf einen weit verbreiteten Kult der Männlichkeit, Härte, Kompromisslosigkeit und Sachlichkeit“ verwiesen; Patrick Krassnitzer, *Existieren generationelle Stile in den Bevölkerungswissenschaften? Ein Werkstattbericht*, in: Middell/Thoms/Uekötter (Hrsg.), *Verräumlichung*, S. 95–110, hier S. 105 f.

ner Überbetonung generationengeschichtlicher Aspekte gewarnt wird,<sup>9</sup> erweist sich gerade im Fall Brunners das analytische Potenzial eines solchen Zugangs. Auch der 1898 geborene Brunner, der nach seinem Abitur 1916 als Einjährig-Freiwilliger in die Armee eintrat, gehörte zur „jungen Frontgeneration“,<sup>10</sup> der nach ihrem Studium in den 1920er Jahren der berufliche Aufstieg in den 1930er Jahren glückte.

Zum anderen hat sich die zeitgeschichtliche Forschung in besonderer Weise prägnanter Deutungsmuster und Leitkategorien angenommen, welche die Kultur- und Sozialwissenschaften nach dem Ende des Ersten Weltkriegs prägten. In diesem Zusammenhang wurde insbesondere auf den heuristischen Wert rekurriert, der sich mit der wissenssoziologischen Kategorie des sogenannten Denkstils verbindet.<sup>11</sup> Denn dieser vermag zur Klärung der Frage beizutragen, weshalb in einer Epoche ganz bestimmte Paradigmata und Forschungsansätze dominieren und alternative Interpretationen keine oder allenfalls marginale Bedeutung erlangen. Gerade für das Œuvre Otto Brunners empfiehlt sich ein solcher Ansatz, gehört er doch zu jenen Historikern, die ihr methodisches Vorgehen in besonderer Weise reflektiert haben. So hat sich Brunner immer wieder mit der Geschichte historiografischer Begrifflichkeiten beschäftigt: Neben seinem 1939 erstmals erschienenen Hauptwerk „Land und Herrschaft“ ist Brunner bis heute vor allem durch die Mitherausgeberschaft an dem erst lange nach seinem Tode abgeschlossenen Monumentalwerk „Geschichtliche Grundbegriffe“ im Gedächtnis der Historiker präsent.<sup>12</sup>

Wenn an dieser Stelle noch einmal der Fokus auf die Bedeutung der NS-Zeit für Brunners Leben und Œuvre gerichtet werden soll, lässt sich das doppelt rechtfertigen: Erstens kann keine Rede davon sein, dass wir schon alles über seine Verstrickung in das NS-System wüssten. Eine Fülle bislang nicht herangezogener archivalischer Dokumente und die Wiederauffindung eines von der Forschung nur dem Titel, nicht aber dem Inhalt nach bekannten Buchs aus dem Jahr 1944, das bis vor kurzem als verschollen galt, lassen Leben und Werk Otto Brunners in neuem Licht erscheinen. Die hier präsentierten Quellen zeigen Brunner eindeutiger und stärker als bislang bekannt als äußerst aktiven und zutiefst überzeugten Anhänger des Nationalsozialismus. Damit verlieren aber auch Versuche, Brunner

<sup>9</sup> Vgl. Thiel, Nutzen, in: Ebenda.

<sup>10</sup> Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989, Bonn 1996, S. 43.

<sup>11</sup> Zu dem mit dem Namen Ludwik Fleck verbundenen Analysekonzept vgl. Thomas Etzemüller, Kontinuität und Adaption eines Denkstils. Werner Conzes intellektueller Übertritt in die Nachkriegszeit, in: Bernd Weisbrod (Hrsg.), Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit, Göttingen 2002, S. 123–146, hier S. 125f.; auf „das wissenssoziologische Konzept des Denkstils Ludwik Flecks“ beruft sich auch Lutz Raphael, „Ordnung“ zwischen Geist und Rasse. Kulturwissenschaftliche Ordnungssemantik im Nationalsozialismus, in: Lehmann/Oexle (Hrsg.), Nationalsozialismus, Bd. 2, S. 115–137, hier S. 118.

<sup>12</sup> Vgl. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, 8 Bde., Stuttgart 1972–1997.

als bloßen Mitläufer zu deuten und eine angeblich unfruchtbare Debatte ad acta zu legen, jede Basis.

Zweitens gilt es in diesem Zusammenhang, Brunners Denkstil noch einmal einer genaueren Analyse zu unterziehen. Zwar hat bereits Gadi Algazi vor mittlerweile zwei Jahrzehnten Brunners Denkfiguren und Leitkategorien, wie sie namentlich in „Land und Herrschaft“ auftauchen, einer überzeugenden Analyse unterzogen,<sup>13</sup> doch hat sich die mediävistische Fachwissenschaft nur in Teilen davon beeindruckt lassen. Führende Vertreter der Mediävistik sowie der Rechts- und Verfassungsgeschichte halten scheinbar ungerührt an Brunners zentralen Thesen fest. Dieser Umstand belegt eindrucksvoll die von Otto Gerhard Oexle unterstrichene langlebige „Kontinuität“ von Deutungsmustern.<sup>14</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg nur geringfügig modifiziert, erfreuen sie sich teilweise bis heute großen Zuspruchs. Über die Gründe hierfür wird noch ausführlicher zu sprechen sein. Letztlich sollen die in enger Verbindung stehenden methodischen Zugänge, der biografisch-zeitgeschichtliche wie der inhaltlich-analytische, dazu verhelfen, das Denken, Schreiben und Handeln eines äußerst einflussreichen deutschen Historikers im 20. Jahrhundert besser zu verstehen.

Im 56. Band der *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (VSWG) aus dem Jahr 1969 findet sich ein ausführlicher Nachruf des mittlerweile 73-jährigen Otto Brunner auf seinen 1954 emeritierten Vorgänger auf dem Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Hamburg, Hermann Aubin.<sup>15</sup> Gleich zu Beginn seines Nekrologs erwähnt Brunner Aubins „sichere, überlegene Haltung und sein Bewußtsein der geschichtlichen Zusammenhänge der Deutschen über die staatlichen Grenzen jener Zeit hinweg“.<sup>16</sup> Wie gut Brunner seinen Kollegen gekannt und auch geschätzt haben muss, lässt jene Passage erkennen, in der er – einig von Aubins Arbeiten über den „deutschen Osten“ resümierend – anmerkte:

„Es ist an diesem Ort nicht möglich, das Gesamtwerk Aubins zur Geschichte des deutschen Ostens und seiner östlichen Nachbarvölker zu würdigen. Es kann nur gesagt werden, daß sein Denken den zerstörenden Plänen der nationalsozialistischen Politik völlig ferne stand. Wer in dieser Zeit mit ihm zusammen zu arbeiten das Glück hatte, weiß, welche Kämpfe er mit Parteilisten zur Erhaltung wissenschaftlicher Objektivität zu fechten hatte.“<sup>17</sup>

<sup>13</sup> Vgl. Gadi Algazi, *Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter. Herrschaft, Gegenseitigkeit und Sprachgebrauch*, Frankfurt a. M. 1996, und ders., *Otto Brunner. „Konkrete Ordnung“ und Sprache der Zeit*, in: Peter Schöttler (Hrsg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt a. M. 1997, S. 166–203.

<sup>14</sup> Otto Gerhard Oexle, *Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe. Über Vorstellungen vom „Neuen Europa“ in Deutschland 1944*, in: Lehmann/Oexle (Hrsg.), *Nationalsozialismus*, Bd. 2, S. 13–40, hier S. 40, sowie Nagel, *Schatten*, S. 19.

<sup>15</sup> Vgl. Otto Brunner, *Hermann Aubin 1885–1969*, in: VSWG 56 (1969), S. 433–437.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 433.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 436.

Diese für Nichteingeweihte eher kryptisch klingenden, an dieser Stelle auch überraschenden Sätze wirken heute, im Lichte neuerer Erkenntnisse über die tiefe Verstrickung Aubins in das NS-System, ausgesprochen apologetisch. Der Persilschein, den Brunner seinem Kollegen ausstellte, legt den Schluss nahe, dass in der NS-Zeit entstandene Arbeiten deutscher Historiker über den „deutschen Osten und seine östlichen Nachbarvölker“ „nach dem Krieg“ und in einem „so völlig veränderten Bereich“<sup>18</sup> in Verdacht geraten konnten, zumal in der mittlerweile schon angebrochenen 68er-Zeit. Mithin liegt der Schluss nahe, dass sich Brunner in seiner Apologie Aubins auch selbst miteingeschlossen sehen wollte. Man hat es hier also mit einem Fall von Selbstentnazifizierung zu tun.

Die zahlreichen Nachrufe, die Brunner, der wie zuvor Aubin im Alter von 84 Jahren verstorben war, seinerseits erhielt,<sup>19</sup> vermeiden bezeichnenderweise jedweden Hinweis auf seine doch so zahlreichen Schriften über den „deutschen Osten“. So bekommt der Leser der Nekrologe auch keinen Eindruck von der namentlich seit der zweiten Hälfte der 1930er Jahre geradezu explodierenden Anzahl seiner Arbeiten über das „Deutschtum im Südosten“. Auf den unübersehbaren Bruch in der wissenschaftlichen Laufbahn Brunners, seine Amtsenthebung von der Wiener Lehrkanzel und die damit einhergehende Entbindung von der Leitung des Instituts für Geschichtsforschung im Jahr 1945 sowie die drei Jahre später erfolgte Zwangspensionierung, gingen die Nachrufe in aller Regel im Sinne des Grundsatzes *de mortuis nihil nisi bene*: nicht oder nur ganz am Rande ein.<sup>20</sup> Dafür hoben die Verfasser der Nekrologe aber umso stärker die Fortsetzung seiner Wissenschaftskarriere in der Bundesrepublik mit der Hamburger Berufung 1954 hervor, die der Universitätsgeschichtsschreibung der Hansestadt bis heute als „ein besonderer Glücksfall“ gilt.<sup>21</sup> Eine fast schon groteske Fehleinschätzung von Brunners politischer Haltung stellt der Nachruf des österreichischen Archivdirektors Otto

<sup>18</sup> Ebenda.

<sup>19</sup> Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien die folgenden Nekrologe genannt: Erwin Auer, Univ.-Professor Otto Brunner, in: Wiener Geschichtsblätter 37 (1982), S. 178 f.; Peter Blicke, Otto Brunner (1898–1982), in: Historische Zeitschrift 236 (1983), S. 779–781; Ludwig Buisson, Das wissenschaftliche Werk, in: Zum Gedenken an Otto Brunner 1898–1982. Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 1. Dezember 1982, Hamburg 1983, S. 13–32; Werner Conze, Nachruf Otto Brunner (1898–1982), in: VSWG 69 (1982), S. 452 f.; Adam Wandruszka, Otto Brunner, in: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1982 132 (1983), S. 387–397; Otto Friedrich Winter, Nachruf. In Memoriam Otto Brunner, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 36 (1983), S. 557–563; Harald Zimmermann, Nachruf Otto Brunner, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 39 (1983), S. 352 f., und Erich Zöllner, Nachruf Otto Brunner, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 90 (1982), S. 519–522.

<sup>20</sup> Nicht weiter überraschend wirkt das im Fall von Werner Conze, einem der engsten Mitstreiter Brunners nach dem Zweiten Weltkrieg, der ebenfalls in die Volkstumsarbeit verstrickt war; vgl. Conze, Nachruf.

<sup>21</sup> So der Sprecher des Fachbereichs Geschichtswissenschaft an der Hamburger Universität, Prof. Dr. Jürgen Deininger, in seiner „Eröffnung“, in: Zum Gedenken an Otto Brunner, S. 9–11, hier S. 9. Vgl. ähnlich euphorisch Hans-Werner Goetz, Geschichtswissenschaft in Hamburg im „Dritten Reich“, in: Rainer Nicolaysen/Axel Schildt (Hrsg.), 100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg, Berlin/Hamburg 2011, S. 103–160, hier S. 155–157.

Friedrich Winter dar, demzufolge „Brunner sich zwar weltanschaulich als dem deutschnational-liberalen Lager zugehörig bekannte, aber keine innere Bindung zum Nationalsozialismus hatte“.<sup>22</sup> Einiger Beliebtheit erfreute sich auch die Formulierung, Brunner sei „aus formalen Gründen seines Lehramts an der Universität Wien enthoben“ worden – und damit eigentlich, wie offensichtlich suggeriert werden soll, zu Unrecht.<sup>23</sup>

## II. Die frühen Jahre: Brunners Jugend- und Studienzeit 1907 bis 1923

Schon der junge Brunner dürfte zumindest latent mit den ethnischen Spannungen im habsburgischen Vielvölkerstaat konfrontiert gewesen sein: Die zweite Hälfte seiner Gymnasialzeit verbrachte er im mährischen Iglau, das damals etwa 25.000 Einwohner zählte, dann in der Großstadt Brünn mit ihren ca. 120.000 Einwohnern. Beide Städte waren stark multiethnisch geprägt: Neben den vor allem im Stadtzentrum wohnenden Deutschösterreichern, die in der Regel auch die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Führungspositionen innehatten, siedelte in den eher peripheren Wohngebieten vor allem die tschechischsprachige Bevölkerung. In Brünn wie in Iglau gab es auch eine jüdische Gemeinde.<sup>24</sup> Am Ersten Deutschen Staatsgymnasium, an dem Brunner von 1914 bis 1916 seine beiden letzten Gymnasialjahre verbrachte, war die Unterrichtssprache Deutsch, wenngleich auch die Möglichkeit bestand, Tschechisch zu lernen. Nach den Zahlen für das Schuljahr 1908/09 waren nur knapp drei Prozent der insgesamt 502 Schüler tschechische Muttersprachler; über 97 Prozent gaben dagegen Deutsch als ihre Muttersprache an. Ebenso bemerkenswert wie zeittypisch erscheint der überproportional hohe Anteil von Schülern „mosaischen Bekenntnisses“: Bei einem Bevölkerungsanteil von weniger als zehn Prozent bekannten sich 24 Prozent der Schüler zum Judentum, 71 Prozent gehörten der katholischen Kirche an, fünf Prozent – darunter auch Brunner – waren Protestanten.<sup>25</sup>

Neben der schulischen Prägung lässt sich auch ein tiefgreifender Einfluss des Militärisch-Soldatischen auf den jungen Brunner vermuten. So war sein Stiefvater Berufsoffizier in der Armee des Habsburgerreichs, und Brunner selbst gehörte, als er 1916 mit 18 Jahren in das Schützenregiment Nr. 21 in Sankt Pölten eintrat, der „jungen Frontgeneration“ an. Die beiden letzten Isonzoschlachten, an denen er im August und Oktober 1917 vermutlich teilnahm, die Auflösung der österreichisch-ungarischen Armee und die Gefangennahme seines Regiments „fast mit

<sup>22</sup> Winter, Nachruf, S. 561.

<sup>23</sup> Zöllner, Nachruf Otto Brunner, S. 521, und Wandruszka, Otto Brunner, S. 393.

<sup>24</sup> Vgl. Thomas Krzenck, Brünn/Brno, in: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2013; [ome-lexikon.uni-oldenburg.de/orte/bruenn-brno/](http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/orte/bruenn-brno/) [25.9.2016].

<sup>25</sup> Vgl. Jahresbericht des Ersten Deutschen Staatsgymnasiums in Brünn für das Schuljahr 1908/09, Brünn 1909, S. 58f.; [digital.ub.uni-duesseldorf.de/ulbdsp/periodical/titleinfo/3785086](http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/ulbdsp/periodical/titleinfo/3785086) [21.9.2016].

allen Teilen“ durch die Italiener am 4. November 1918<sup>26</sup> führten nicht etwa zu einem Kriegstrauma. Vielmehr scheint bei Brunner die Wertschätzung des Militärisch-Soldatischen auch in späteren Jahren nicht nachgelassen zu haben: So nahm er beispielsweise „vom 19. bis 27. September 1940“ „an einer Fahrt von Wissenschaftlern über die französischen Schlachtfelder“ teil.<sup>27</sup> „Im Wehrdienst, Oktober 1942“ datierte er das Vorwort zur zweiten, ergänzten Auflage von „Land und Herrschaft“.<sup>28</sup> Am 12. Mai 1944 schließlich schrieb er von seinem damaligen Standort, der Luftkriegsschule 7 im niederösterreichischen Tulln, an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Wiener Universität dezidiert als „Hauptmann Brunner“.<sup>29</sup>

Besonders nachhaltig dürfte ihn die 12. Isonzoschlacht im Oktober 1917 geprägt haben.<sup>30</sup> Denn wenn Brunner in seinen viele Jahre später entstandenen historischen Abhandlungen immer wieder darauf zu sprechen kam, dass die entscheidende Voraussetzung und der Garant deutscher Siege die Einigkeit aller Deutschen sein müsse – Beispiele aus der mittelalterlichen Geschichte waren ihm insbesondere der Sieg der „Deutschen“ unter Karl dem Großen gegen die Awaren im ausgehenden 8. Jahrhundert sowie der Triumph Ottos des Großen über die Ungarn in der Schlacht auf dem Lechfeld 955 –, dann dürfte dies unter anderem auch die Erfahrung des jungen Leutnants Brunner in der letzten Isonzoschlacht widerspiegeln. Seinerzeit war die Oberste Heeresleitung dem schon wankenden österreichischen Bundesgenossen zu Hilfe geeilt, indem sie die 14. Armee an die Italienfront entsandte. Gemeinsam war es den Verbündeten dann gelungen, eine erfolgreiche Offensive zu starten und die italienische Armee hinter den Piave zurückzudrängen.

Als der 20-jährige Brunner im Wintersemester 1918/19 sein Studium der Geschichte und Geografie in Wien aufnahm, betrat er eine Universität, die sich nicht nur unter versorgungswirtschaftlichen Aspekten in einer äußerst dramatischen Lage befand: „Bereits Ende 1918 musste das Hauptgebäude wegen ausbleibenden Kohlelieferungen vom 14. Dezember bis zum 3. Februar geschlossen

<sup>26</sup> Über „das bittere Ende“ vgl. Anton Sichelstiel, Das k.k. Schützenregiment St. Pölten Nr. 21. Seine Friedens- und Kriegsgeschichte, Wien 1930, hier S. 245–247. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang sind auch die Auslassungen des Autors (S. 243) über die ethnische Zusammensetzung des Regiments im Sommer 1918: „Interessant ist auch, daß damals das Regiment aus folgenden Nationalitäten bestand: Deutschösterreicher 64 Prozent, Tschechen 6 Prozent, Polen 13 Prozent, Slowenen 8 Prozent, Ruthenen 9 Prozent. Es muß gesagt werden, daß sich alle wacker hielten.“

<sup>27</sup> Österreichisches Staatsarchiv (künftig: ÖStA), Archiv der Republik, UWFuK, BMU, PA, Sign. 10 Brunner, Otto (Personalakte), Schreiben Kurator der wiss. Hochschulen in Wien an den Rektor der Universität Wien, 30.9.1940.

<sup>28</sup> Vgl. Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter, 2., ergänzte Aufl., Brunn/München/Wien 1942, S. XXIV.

<sup>29</sup> Archiv der Universität Wien (künftig: UAW), Dekanat der Philosophischen Fakultät, D.-Zl. 136.

<sup>30</sup> Zu Brunners Kriegserfahrungen vgl. Robert Jütte, Zwischen Ständestaat und Austrofaschismus. Der Beitrag Otto Brunners zur Geschichtsschreibung, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 13 (1984), S. 237–262, hier S. 241.

bleiben, Prüfungen und Institutsbetrieb wurden im beschränkten Masse gestattet.<sup>31</sup> Vielmehr war sie auch ein Spiegelbild der schwierigen deutsch-österreichischen Geschichte. Die Siegermächte des Ersten Weltkriegs hatten die Vereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich untersagt, die nicht nur von deutschnational-konservativen, sondern auch von ausgesprochen liberal-demokratischen Kräften angestrebt wurde. Die Universität selbst war auch nach Kriegsende die hochkonservative Ordinariuniversität geblieben, die sie schon vor 1914 gewesen war. Durch die Einführung einer republikanischen Verfassung gerieten die Hochschullehrer in eine schwierige Lage: Rechtlich gesehen waren sie als Staatsdiener der jungen Demokratie verpflichtet, im Herzen lehnten sie die neu geschaffene Republik Österreich aber ab. So wurde die Universität zu einer reaktionären Insel mitten im „Roten Wien“.<sup>32</sup>

Das Kriegsende 1918 bedeutete für die Wiener Universität eine dramatische Zäsur.<sup>33</sup> Zum einen konzentrierten sich die Deutsch-Österreicher, die an Universitäten der verlorenen Kronländer studiert hatten, jetzt vor allem an der Wiener Universität. Der Lehrkörper war durch die erzwungene Aufnahme von früher an den Universitäten der untergegangenen Habsburgermonarchie lehrenden deutsch-österreichischen Dozenten ebenfalls stark angewachsen. Die zahlreichen Kriegsheimkehrer, die wie Brunner nach 1918 ihr Studium aufnahmen, und die generelle Öffnung der Universität für Frauen<sup>34</sup> sorgten dafür, dass die Zahl der Studierenden um circa 50 Prozent auf rund 15.000 zunahm. Besonders stark bemerkbar machte sich der Zuzug von Flüchtlingen, insbesondere von Juden aus den ehemaligen östlichen Kronländern, namentlich aus Galizien.

Gewalttätige Auseinandersetzungen an der Universität blieben nicht aus: Die in ihrer überwältigenden Mehrheit deutschnational gesinnten Studenten forderten vehement die Repatriierung der „Ostjuden“ und einen „völkischen“ Numerus clausus, der die Zahl jüdischer Studierender auf maximal zehn Prozent begrenzen sollte.<sup>35</sup> Die antisemitischen Aktionen erreichten Ende April 1920 – also mitten in

<sup>31</sup> Mitchell G. Ash, Die Universität Wien in den politischen Umbrüchen des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Ders./Josef Ehmer (Hrsg.), Universität, Politik, Gesellschaft, Göttingen 2015, S. 29–172, hier S. 69.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 60–89, das Zitat S. 89.

<sup>33</sup> Vgl. Stefan Lenk, Chancen sozialer Mobilität an der Universität Wien im 20. Jahrhundert. Brüche und Kontinuitäten bei der sozialen Herkunft der Studierenden, in: Ash/Ehmer (Hrsg.), Universität, S. 565–618, hier S. 573–576.

<sup>34</sup> Dr. Stephanie Brunner, geb. Staudinger, seit 24. 2. 1927 Brunners Ehefrau, hatte ebenfalls Geschichte und Geografie studiert und entstammte, wie ihr Gatte, aus dem akademisch gebildeten Beamtenmilieu. Ihr Vater, Dr. Friedrich F. A. Staudinger (gest. 1905), war „Staatsanwalts-Substitut“ gewesen; UAW, Philosophische Fakultät, Oesterr. Institut für Geschichtsforschung, Personalblatt, Anzeige über Verheiratung, 30. 8. 1938. Damit entsprach sie dem soziografischen Muster der ersten Studentinnengenerationen an der Wiener Universität; vgl. Waltraud Heindl, Bildung und Emanzipation. Studentinnen an der Universität Wien, in: Ash/Ehmer (Hrsg.), Universität, S. 529–563.

<sup>35</sup> Vgl. Klaus Taschwer, Nachrichten von der antisemitischen Kampfzone. Die Universität Wien im Spiegel und unter dem Einfluss der Tageszeitungen, 1920–1933, in: Margarete Grandner/Thomas König (Hrsg.), Reichweiten und Außensichten. Die Universität Wien als Schnittstelle wissenschaftlicher Entwicklungen und gesellschaftlicher Umbrüche, Göttingen

der Studienzeit Brunners – einen ersten Höhepunkt, als deutschnationale Studenten die jüdische Mensa und den Anatomielehrsaal verwüsteten. Diese Zustände setzten sich in den folgenden Jahren ungebremst fort, da der Rektor nicht willens war, sein Hausrecht auszuüben und die Polizei zu rufen. Ende 1923, als Brunner seine Studien an der Universität beendete und in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv eintrat, erreichten die antisemitischen Ausschreitungen ihren traurigen Höhepunkt: Noch unter dem Eindruck des gescheiterten Hitlerputschs in München stehend, bahnten sich „etwa 200 mit Totschlägern und Schlagringen bewaffnete ‚Hakenkreuzler‘ [...] ihren Weg in unterschiedliche Gebäude und Lehrveranstaltungen, wo sie den Ausschluss jüdischer Studierender forderten. Neun Schwerverletzte waren die Folge.“<sup>36</sup>

Brunners akademische Lehrer waren um die Jahrhundertwende, also lange vor dem Ersten Weltkrieg, auf ihre Lehrkanzeln gekommen.<sup>37</sup> Verdankte er diesen schon älteren Professoren vor allem die genuin fachwissenschaftliche Ausbildung, die er als Teilnehmer am 33. Kurs des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung zwischen 1921 und 1923 noch vertiefen konnte, so dürfte ihn in seinem geschichtsphilosophischen wie in seinem politischen Weltbild vor allem der an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät lehrende Othmar Spann stärker beeinflusst haben. Denn Brunner hatte nicht nur Veranstaltungen im Rahmen seiner beiden Studienfächer Geschichte und Geografie belegt, sondern darüber hinaus vor allem auch Veranstaltungen der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät besucht.<sup>38</sup> Spann, 1919 von der Brünner Technischen Hochschule nach Wien berufen, hatte sich zum vielbewunderten Star unter den Professoren seiner Fakultät entwickelt, zu dessen gesellschaftsphilosophischen Vorlesungen damals die studentischen Massen ins Audimax strömten. Die von ihm entwickelten Ansichten über den „wahren Staat“, den er in enger Anlehnung an die romantisch-katholische Gesellschaftslehre des 19. Jahrhunderts als harmonischen, ganzheitlichen Ständestaat konzipierte, bei gleichzeitiger schärfster Ablehnung von Liberalismus und Sozialismus, von Positivismus und Empirie, mussten bei dem durch den Zusammenbruch der alten Ordnung sicherlich verunsicherten jungen Studenten und Reserveoffizier Brunner auf große Zustimmung stoßen: Denn „Spann war ein brillanter Rhetoriker und zog die Jugend in seinen Bann, indem er

---

2015, S. 99–126, hier S. 108. Zuletzt zusammenfassend zum akademisch geprägten Antisemitismus vgl. Klaus Taschwer, *Hochburg des Antisemitismus. Der Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert*, Wien 2015.

<sup>36</sup> Taschwer, *Nachrichten*, in: Grandner/König (Hrsg.), *Reichweiten*, S. 110.

<sup>37</sup> Dies gilt etwa für Brunners Doktorvater Oswald Redlich (1858–1944), der von 1897 bis 1934 den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte innehatte, 1911/12 Rektor der Wiener Universität gewesen war und von 1918 bis 1938 als Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften amtierte. Auch der 1936 zwangspensionierte Inhaber der Professur für Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Alfons Dopsch (1868–1953), bei dem Brunner gehört hatte, war schon im Jahr 1900 zum Ordinarius berufen worden.

<sup>38</sup> Vgl. Wandruszka, *Otto Brunner*, S. 388, und Zöllner, *Nachruf Otto Brunner*, S. 519.

gesellschaftliche Übereinkünfte und herkömmliche wissenschaftliche Lehre in Frage stellte, meist gänzlich verwarf.“<sup>39</sup>

### III. Der Beginn der akademischen Karriere und das Engagement in der Zeit des Nationalsozialismus 1931 bis 1939

Brunners im September 1931 erfolgte Ernennung zum außerordentlichen Professor für mittelalterliche und österreichische Geschichte und vor allem die damit verbundene Aufnahme in den Lehrkörper des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung bildeten das Fundament seiner weiteren Universitätskarriere. Die Absolventen des Instituts, die sich als „Institutler“ zu bezeichnen pflegten,<sup>40</sup> einte ein ganz bestimmter Esprit de Corps und ein damit einhergehendes elitäres Bewusstsein: Alle Inhaber der drei ordentlichen Geschichtspräsidien, die es in Wien in den 1930er Jahren gab, waren Absolventen des 23. Kurses des Österreichischen Instituts. Es gab mithin „eine Einheitlichkeit auch in der ideologischen Orientierung der Lehrenden und ihrer Lehre“.<sup>41</sup> Brunners weiteren akademischen Aufstieg konnte ein solches „Netzwerk“ erheblich erleichtern. Vor allem Hans Hirsch, seit 1926 Professor der Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften und 1929 als Nachfolger von Brunners Doktorvater Oswald Redlich auch zum neuen Vorstand des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung aufgestiegen,<sup>42</sup> erwies sich als ausgesprochener Glücksfall für Brunners Karriere. Denn zunächst schien es keineswegs ausgemacht, dass sich gerade Brunner zu einem der hoffnungsvollsten jungen Mediävisten der NS-Zeit entwickeln würde. Seine Dissertation „Österreich und die Walachei während des Türkenkrieges von 1683 bis 1699“ hatte sich ausschließlich im Gebiet der neueren Geschichte bewegt, wenngleich er sich bereits hier einer für ihn zentralen Thematik widmete, nämlich der Bedrohung Deutschlands durch den Feind aus dem Osten. Auch seine von Theodor Mayer angeregte stadt- und wirtschaftsgeschichtlich orientierte Habilitationsschrift „Die Finanzen der Stadt Wien von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert“ behandelte kein rein mediävistisches Thema, so wenig wie sein im Rahmen des

<sup>39</sup> Tamara Ehs, *Gesellschaftswissenschaft*. 2. Othmar Spann, in: Thomas Olechowski/Tamara Ehs/Kamila Staudigl-Ciechowicz, *Die Wiener Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät 1918–1938*, Göttingen 2014, S. 581–590, hier S. 585. Robert Jütte hat erstmalig auf den Einfluss Othmar Spanns auf Brunner aufmerksam gemacht; vgl. ders., *Ständestaat und Austrofaschismus*, S. 244f. u. S. 261f.

<sup>40</sup> Die Selbstbezeichnung als „Institutler“ findet sich beispielsweise bei Theodor Mayer, *Probleme der österreichischen Geschichtswissenschaft*, in: *Alteuropa und die moderne Gesellschaft*. Festschrift für Otto Brunner, hrsg. vom Historischen Seminar der Universität Hamburg, Göttingen 1963, S. 346–363, hier S. 363.

<sup>41</sup> Gernot Heiss, *Die „Wiener Schule der Geschichtswissenschaft“ im Nationalsozialismus. „Harmonie kämpfender und Rankescher erkennender Wissenschaft“?*, in: Mitchell G. Ash/Wolfram Nieß/Ramon Pils (Hrsg.), *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus*. Das Beispiel der Universität Wien, Göttingen 2010, S. 397–426, hier S. 401. Es handelte sich um das sogenannte „Trifolium“, bestehend aus Hans Hirsch, Heinrich von Srbik und Wilhelm Bauer.

<sup>42</sup> Vgl. Manfred Stoy, *Das Österreichische Institut für Geschichtsforschung 1929–1945*, Wien/München 2007, S. 28–30.

Habilitationsverfahrens gehaltener Probevortrag über „Probleme der Wiener Stadtgeschichte“.<sup>43</sup>

Aber schon der Umstand, dass Brunner der Habilitationskommission unter anderem auch noch „Das Problem der Gesamtstaatsidee in der österreichischen Geschichte“ als Thema für seinen Vortrag angeboten hatte,<sup>44</sup> lässt aufhorchen. Denn mit den Begriffen Staat und Österreich beziehungsweise österreichische Geschichte waren Leitmotive angesprochen, um die Brunners Denken, Schreiben und Handeln in den kommenden Jahrzehnten vor allem kreisen sollten. Auch die Thematik der mittelalterlichen Fehde, die in Brunners bis heute berühmtestem Werk, dem 1939 erschienenen Buch „Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter“, von zentraler Bedeutung ist, zeichnete sich bereits Ende der 1920er Jahre ab.<sup>45</sup> Wie Brunners Nachruf in der *Historischen Zeitschrift* erkennen lässt, war für ihn neben allen menschlichen und wissenschaftlichen Qualitäten seines 1940 verstorbenen Mentors Hirsch vor allem dessen „lebendiges geschichtliches Bewußtsein im Volkstumskampf“ von herausragender Bedeutung:

„In Wien erweiterte sich sein Blick auf die deutschen Volksgruppen im Südosten. In langjähriger organisatorischer Arbeit, die nach außen freilich wenig sichtbar wurde, wußte er das wissenschaftliche Rüstzeug für den Volkstumskampf in diesem Raum zu bereiten und die persönlichen Verbindungen zu knüpfen, die eine lebendige Wechselwirkung zwischen binnen- und außendeutscher Wissenschaft möglich machen.“<sup>46</sup>

Mit diesen Worten umschrieb Brunner das Engagement Hirschs in der von diesem zusammen mit dem Geografen Hugo Hassinger 1931 begründeten und vom Deutschen Reich finanzierten Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft (SODFG).<sup>47</sup> Brunners eigenes Engagement machte sich unter anderem bemerkbar in regelmäßiger Teilnahme an den Studienfahrten der SODFG, die seit 1932

<sup>43</sup> Vgl. ebenda, S. 46, Anm. 11.

<sup>44</sup> Vgl. ebenda.

<sup>45</sup> Vgl. Otto Brunner, Beiträge zur Geschichte des Fehdewesens im spätmittelalterlichen Österreich, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 22 (1929), S. 431–507; vgl. dazu Hans-Henning Kortüm, Mittelalterliche Verfassungsgeschichte im Bann der Rechtsgeschichte zwischen den Kriegen. Heinrich Mitteis und Otto Brunner, in: Jürgen Dendorfer/Roman Deutinger (Hrsg.), Das Lehnswesen im Hochmittelalter. Forschungskonstrukte, Quellenbefunde, Deutungsrelevanz, Ostfildern 2010, S. 57–77, sowie Hans-Henning Kortüm, „Wissenschaft im Doppelpaß“? Carl Schmitt, Otto Brunner und die Konstruktion der Fehde, in: Historische Zeitschrift 282 (2006), S. 585–617.

<sup>46</sup> Otto Brunner, Nachruf Hans Hirsch, in: Historische Zeitschrift 163 (1941), S. 447–449, hier S. 448 f.

<sup>47</sup> Vgl. zusammenfassend mit Nennung der älteren Literatur Petra Svatek, „Wien als Tor nach dem Südosten“. Der Beitrag Wiener Geisteswissenschaftler zur Erforschung Südosteuropas während des Nationalsozialismus, in: Ash/Nieß/Pils (Hrsg.), Geisteswissenschaften, S. 111–139; speziell zum Engagement von Hirsch vgl. auch Heiss, Wiener Schule, in: Ebenda, S. 412–414.

kontinuierlich in die „außendeutschen“ Volkstumsgebiete führten.<sup>48</sup> Er hielt mit schöner Regelmäßigkeit historische Überblicksreferate etwa über „Die gestaltenden Kräfte der Burgenländischen Geschichte“ (1933), „Böhmen und Österreich im Donaauraum“ (1936), „Mitteleuropa und Südostdeutschum“ oder die „Bedeutung des deutschen Ritterordens im Südosten“ (1937).<sup>49</sup>

Vor allem begann Brunner jetzt systematisch völkisch orientierte Beiträge zu publizieren: So thematisierte er bereits in seinem 1932 im Verlag „Volk und Reich“ publizierten Aufsatz über das Burgenland einen für sein historisches Denken zentralen Topos: die von Ungarn ausgehende Gefahr für das „deutsche Grenzgebiet“, die er geografisch-kulturell-historisch begründete. Bei Ungarn handle es sich um ein „nach Mitteleuropa vorgeschobenes Stück der südrussischen Steppen“. In den „Ungarn“ selbst sah er ein „Nomadenvolk“, das sich durch eine ihm „eigentümliche Zähigkeit“ auszeichne; von dem von den „Herrenschichten“ dieses Volks begründeten Staat gehe die Gefahr einer bis heute nicht nachlassenden Magyarisierung des „deutschen Volkskörpers“ aus.<sup>50</sup>

Die geopolitisch-völkisch begründete Dämonisierung Ungarns und der Ungarn sollte bis zum Ende des Dritten Reichs einen festen Bestandteil seines historischen Diskurses bilden. Auch im Rahmen seiner späteren Leitungstätigkeit bei der SODFG ab 1939 stand Ungarn häufig im Fokus seines „Volkstumskampfs“. Seine akademische Schülerschaft, an ihrer Spitze „Fräulein Dr. Steinsch, die mit kartographischen Arbeiten zu den Volkstumsverhältnissen von Ungarn beschäftigt ist“, die „wissenschaftlich und volkspolitisch von besonderer Wichtigkeit [sind]“, empfahl Brunner in einem Schreiben vom 21. Februar 1940 an die Deutsche Forschungsgemeinschaft „aufs wärmste“. „Alle Stipendiaten haben sich im Laufe des letzten Halbjahres mit starkem Arbeitseinsatz ihren Aufgaben gewidmet und diese restlos durchgeführt.“ Als „Sachbearbeiter des Südostübersetzungsdienstes, der von mehreren Amtsstellen als kriegs- und staatswichtig erklärt wurde und ständiges Informationsorgan einer ganzen Reihe von zentralen Reichs-, Parteidienststellen und Wehrmachtstellen ist“, gelte es, sie zu fördern.<sup>51</sup>

Dr. Irma Steinsch sollte dann auch im Frühjahr 1944 bei der von SS-Hauptsturmführer Dr. Wilfried Krallert organisierten „Bücheraktion Budapest“ mit von der Partie sein.<sup>52</sup> Krallert gehörte als Leiter der „Publikationsstelle Wien“ zum engsten Umfeld Brunners. Gerade auch in der Zeit, in der Brunner zum zweiten Mal „un-

<sup>48</sup> Vgl. dazu die Tabelle bei Michael Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945, Baden-Baden 1999, S. 278.

<sup>49</sup> Bundesarchiv Berlin (künftig: BArch), R 153/1533, 3–5; R 153/1487, 5–9; R 153/1488, 46–48 und 71 f.

<sup>50</sup> Alle Zitate finden sich in: Otto Brunner, Das Burgenland, in: Friedrich Heiss/Arnold Hillen Ziegfeld (Hrsg.), Bekenntnis zu Österreich, Berlin 1932, S. 40–46.

<sup>51</sup> BArch, R 73/14944.

<sup>52</sup> Vgl. Michael Fahlbusch, Im Dienste des Deutschtums in Südosteuropa. Ethnopolitische Berater als Tathelfer für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, in: Mathias Beer/Gerhard Seewann (Hrsg.), Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches. Institutionen, Inhalte, Personen, München 2004, S. 175–214, hier S. 198.

abkömmlich“ (UK) gestellt war und aus der Wehrmacht entlassen wurde, muss der Kontakt besonders eng gewesen sein.<sup>53</sup>

In einem weiteren Schreiben an die Deutsche Forschungsgemeinschaft vom Dezember 1940 empfahl Brunner die „Gewährung eines Druckzuschusses von 2400 M“ für „Hans Lades, Der österreichische Gesamtstaat und die Nationalitätenfrage im Karpatenraum 1848/49“, weil „die Lades'sche Arbeit vom gegenwartspolitischen Standpunkt aus äusserst wertvoll ist. Lades greift die Probleme auf, die heute wieder für das Reich bestehen, die Einordnung des Südostens als deutschen Lebensraum.“<sup>54</sup> In seinem Fachgutachten rühmte Brunner diese Arbeit:

„Hier wird zum ersten Mal die Lücke in der deutschen Forschung, die die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts als eine tote Zeit des deutschen politischen Volksbewusstseins von der madjarischen tendenziösen Forschung übernommen hatte, mit exaktem Beweismaterial ausgefüllt. – Die Arbeit von Hans Lades ist in ihrer Fragestellung und ihrer aufschlussreichen Darstellung gerade jetzt besonders beachtenswert, da sie Fragen unserer Zeit anschneidet, die heute gleichen Kräfte des Spiels und Gegenspiels – Grossstaat mit kulturell autonomen Volksgebieten unter deutscher Führung, Sonderregelung der Splittergruppen und der deutschen Volksgruppen gegenüber madjarischen Nationalstaatsbestrebungen und Herausdrängen des deutschen Einflusses im Karpatenraum, Anlehnungsversuche der nichtmadjarischen Völker an das deutsche Wien, politisches geschicktes Dazwischenschieben der Madjaren [...].“<sup>55</sup>

Einen weiteren Baustein in Brunners Narrativ bildete die enge Verknüpfung von „Grenzland“, „Grenzraum“ und „Mark“ mit einer damit in seinen Augen notwendigerweise einhergehenden „völkische[n] Bedrohung“ des in diesen Gebieten siedelnden „deutschen Volkes“. Die Bedrohung fand naturgemäß vor allem und fast ausschließlich „im Osten“ statt. Wenn er in seiner Abhandlung über „Die geschichtliche Stellung des Waldviertels“ erklärte: „Was uns aber interessiert, ist die Grenze im Osten“,<sup>56</sup> kann diese Aussage paradigmatisch für so gut wie alle seine Volkstumsarbeiten zwischen 1930 und 1945 gelten.

Wohl nicht ganz zufällig häuften sich 1938, im Jahr des „Anschlusses“, die einschlägigen Arbeiten Brunners. Schon unter dem unmittelbaren Eindruck der „Heimkehr“ Österreichs ins Reich stehend, ließ sich Brunner über „die Ostmark Europas“ aus, worunter er „das Ringen gegen die Einbrüche Europa artfremder Steppenvölker aus dem Südosten“ verstand. Die mittelalterliche deutsche Geschichte der Herrscher „aus dem karlingischen, dann wieder aus dem sächsischen

<sup>53</sup> Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (künftig: PA/AA), R 100462/000074, Schreiben des Geschäftsführers der Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft, Dr. W. Krallert, an das Auswärtige Amt, 2. 10. 1944.

<sup>54</sup> BArch, R 73/12552.

<sup>55</sup> Ebenda.

<sup>56</sup> Otto Brunner, Die geschichtliche Stellung des Waldviertels, in: Eduard Stepan (Hrsg.), Das Waldviertel, Bd. 7: Geschichte, Wien 1937, S. 368–431, hier S. 378.

und dem salischen Hause“ hätten sich „im Kampf mit dem europafremden Reitervolk der Magyaren“ befunden, später hätten dann „die Herzöge von Österreich“ die Aufgabe übernommen, „Ostmark Europas zu sein“, noch später dann die „deutschösterreichischen Länder“ mit „Hilfe des Reiches“. Nachdem durch die „Heimkehr“ Österreichs die „durch die verhängnisvolle politische Zersplitterung des deutschen Volkes gestörte Ordnung wiederhergestellt“ worden sei, biete sich erneut die Chance, „die Aufgabe, Ostmark Europas zu sein, zu erfüllen“.<sup>57</sup>

Brunner schrieb seinen Aufsatz als Beitrag zur Ausstellung „Europas Schicksalskampf im Osten“, die „das Amt Schrifttumspflege bei dem Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP“ 1938 in der Nürnberger Norishalle zur Vorbereitung des alljährlichen Reichsparteitags veranstaltet hatte. Man könnte seine Worte deshalb als opportunistische Äußerungen eines karrierebewussten Historikers interpretieren, der sich dem nationalsozialistischen Jargon anpassen musste oder wollte, genau wie er dies mit seinem Lobgesang auf den „Schöpfer Großdeutschlands [...], Adolf Hitler“, der „ein Österreicher [ist]“, tun sollte. In diesem Zusammenhang merkte Brunner an, dass „trotz aller Mißgriffe und Irrtümer, die unvermeidlich waren, [...] hier etwas Großes und Einzigartiges geschah: die entscheidende Gestaltung des volksdeutschen Denkens“.<sup>58</sup> Aber auch selbst sein sich streng wissenschaftlich gebender Beitrag über „Das österreichische Institut für Geschichtsforschung und seine Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft“ weist bei genauerem Hinsehen gegen Ende einen unübersehbar völkischen Anstrich auf. So bescheinigte Brunner der österreichischen „Historie“, gegenüber den „theoretischen Wissenschaften von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft“ „glücklicher“ gewesen zu sein: „Sie hat den gesamtdeutschen Zusammenhang nie verloren. Nicht zufällig hat sich auf dem Boden Österreichs die Wendung zu einem gesamtdeutschen und damit zugleich zu einem volksdeutschen Denken vollzogen.“<sup>59</sup> Damit meinte er ganz offensichtlich auch sich selbst.

Die ältere zeithistorische Forschung, vor allem in Österreich, hat mitunter versucht, das völkische Denken im Vergleich zum nationalsozialistischen Gedanken gut zu relativieren. Um es mit den Worten von Gernot Heiss zu formulieren: Der „Boden“ und nicht etwa das „Blut“ sei in der Gedankenwelt Otto Brunners wichtig gewesen.<sup>60</sup> Dies dürfte noch am ehesten für die Zeit bis 1939 gelten. Danach je-

<sup>57</sup> Otto Brunner, Die Ostmark Europas, in: Bücherkunde 5 (1938), S. 466–468; bei dieser Zeitschrift handelt es sich um das „Organ des Amtes für Schrifttumspflege bei dem Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP und der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“.

<sup>58</sup> Ders., Österreichs Weg zum Großdeutschen Reich, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 2 (1938), S. 519–528, Zitate hier S. 519 u. S. 526.

<sup>59</sup> Ders., Das österreichische Institut für Geschichtsforschung und seine Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft, in: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 52 (1938), S. 385–416, hier S. 415 f.

<sup>60</sup> Gernot Heiss, Von Österreichs deutscher Vergangenheit und Aufgabe. Die Wiener Schule der Geschichtswissenschaft und der Nationalsozialismus, in: Ders. u. a. (Hrsg.), Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945, Wien 1989, S. 39–76, hier S. 49. Ungleich kritischer fällt hingegen unter dem Eindruck neuerer Forschungen die spätere Bewertung

doch ging es Brunner nicht zuletzt und vor allem auch um das „Blut“. Im Übrigen hatte Brunner auch schon in den vorherigen Abschnitten seines soeben zitierten Aufsatzes gleichsam zu einem Rundumschlag gegen die an der Universität Wien gepflegten Sprachwissenschaften, die Volkswirtschaftslehre, die „österreichische Staatswissenschaft“ und die „reine“ Staatsrechtslehre von Hans Kelsen<sup>61</sup> ausgeholt. Kelsens Vorlesungen dürfte er als Student besucht haben.<sup>62</sup> Wenn er nun Gelehrten wie Kelsen übertriebenen „Positivismus“ und „Individualismus“ vorwarf, dann bewegte er sich unübersehbar in den Bahnen seines akademischen Lehrers Othmar Spann. Dieser war an der Wiener Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät Kelsens Antipode schlechthin; Brunner distanzierte sich gleichwohl klugerweise in einer Anmerkung von ihm, weil Spann mittlerweile bei den Nationalsozialisten in Verruf geraten war.<sup>63</sup>

Worin genau lag nun in den Augen Brunners das größte Manko der von ihm kritisierten Gelehrten? Es war ihre fatale Neigung, „in einer stark intellektualisierten Art“ „die ‚Geistigkeit‘ zum Gegenstand der Geschichte gemacht“ zu haben und nicht auf die von Brunner ganz offensichtlich präferierte „dunkle Stimme des Bluts“ gehört zu haben.<sup>64</sup> Der rassistische Unterton Brunners, der sich dann auch in seiner 1944 abgeschlossenen Monografie „Der Schicksalsweg des deutschen Volkes“ wiederfindet,<sup>65</sup> stand notwendigerweise in stärkstem Widerspruch zum Rechtspositivismus Kelsens. Denn in dessen Augen war das Volk „von nationalen, religiösen und wirtschaftlichen Gegensätzen gespalten“ und bildete „– seinem soziologischen Befunde nach – eher ein Bündel von Gruppen als eine zusammenhängende Masse“. Aus juristischer Perspektive stelle das Volk „die Einheit der das Verhalten der normunterworfenen Menschen regelnden staatlichen Rechtsordnung“ dar.<sup>66</sup> Mit einer solchen juristischen Definition war natürlich einer auf völkische „Homogenität“, auf die „Naturgemeinschaft von Blut und Boden“ gründenden Definition von Staat und Nation, wie sie Brunner und die nationalsozialistische Staatsrechtslehre vertraten, der Boden entzogen.<sup>67</sup>

---

Brunners durch Heiss, Wiener Schule, in: Ash/Nieß/Pils (Hrsg.), Geisteswissenschaften, aus.

<sup>61</sup> Brunner, Österreichisches Institut, S. 412–415. Zu Kelsen, der als getaufter Jude auf Grund von Anfeindungen 1930 die Wiener Universität verlassen musste, vgl. Thomas Olechowski, Jurisprudenz oder Rechtswissenschaft? Zur Entwicklung des wissenschaftlichen Leitbildes der juristischen Fakultät der Universität Wien seit 1852, in: Karl Anton Fröschl u. a. (Hrsg.), Reflexive Innensichten aus der Universität. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik, Wien 2015, S. 401–416, hier S. 407–410.

<sup>62</sup> Vgl. Wandruszka, Otto Brunner, S. 388, und Zöllner, Nachruf Otto Brunner, S. 519.

<sup>63</sup> Vgl. Brunner, Österreichisches Institut, S. 415, Anm. 99.

<sup>64</sup> Ebenda, S. 412.

<sup>65</sup> Vgl. dazu ausführlich Kapitel V des vorliegenden Aufsatzes.

<sup>66</sup> Zit. nach Hans Kelsen, Vom Wesen und Wert der Demokratie (2. Aufl. 1929), in: Ders., Verteidigung der Demokratie. Abhandlungen zur Demokratietheorie, hrsg. von Matthias Jestaedt/Oliver Lepsius, Tübingen 2006, S. 149–228, hier S. 163.

<sup>67</sup> Rolf Grawert, Homogenität, Identität, Souveränität. Positionen jurisdiktioneller Begriffsdogmatik, in: Der Staat 51 (2012), S. 189–213, hier S. 192–194. Vgl. zur Bedeutung „biologischer“ Kriterien, insbesondere der „Gemeinschaft des Blutes“ für die nationalsozialistische

Vollends in die Niederungen der rassistisch-nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie stieg Brunner in seinem Beitrag für „Die deutsche Schule“ aus dem Jahr 1942 hinab, in dem er „Südostdeutsche Leistungen und Schicksale“ ab dem Jahr 1000 behandelte. Auch wenn sein Sprachduktus die realen Vorgänge eher verschleiert, so zeigt doch insbesondere sein ausdrückliches Lob für den SS-Obergruppenführer Werner Lorenz, der als Leiter der Volksdeutschen Vermittlungsstelle seit Oktober 1939 Heinrich Himmler in dessen Eigenschaft als Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums unterstellt war, um für die „Gestaltung neuer deutscher Siedlungsgebiete durch Umsiedlung“ zu sorgen, Brunners Vertrautheit mit dem „umfassende[n] völkisch-rassische[n] Neuordnungskonzept, das mittels Vertreibungen, Deportationen und Völkermord Siedlungsgebiete für ‚arische‘ Deutsche schaffen sollte“.<sup>68</sup> Es seien „der faustische Wille und die Dynamik des germanischen Blutes“ gewesen, die für die Umwandlung von „Naturlandschaft“ zur „deutschen Kulturlandschaft“ gesorgt hätten. „Am Ende des 18. Jahrhunderts“ sei „das nunmehr schon alteingesessene Südostdeutschum [...] durch seine biologische Stärke in Raum- bzw. Boden- und damit Ernährungsschwierigkeiten [gekommen]“, während „[d]er ungarische, biologisch völlig geschwächte Staat versucht sein staatstragendes madyarisches Volk durch die Assimilierung des Deutschtums zu verstärken.“ Und weiter:

„Erst das Jahr 1938 bringt dann [...] auch die Wende [...] für die Volksgruppen. [...] Erstens wurde das Grenzdeutschum an das Reich rückgegliedert und dadurch schreiendes Unrecht wieder gutgemacht. [...] Zweitens siedelte man das außerkarpatische Deutschum ab und führte es in das Reich zurück. Der ‚Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums‘, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler und die ‚Volksdeutsche Mittelstelle‘ unter SS-Obergruppenführer Lorenz lösten diese schwierige Aufgabe im Interesse der Stärkung des deutschen Ostens. [...] Nur Jugoslawien weigerte sich, Zusagen zu machen. Weder außenpolitisch, noch innenpolitisch konnte auch nur das Kleinste erreicht werden, da die führende Schicht Südslawiens zu sehr den westeuropäischen Einflüsterungen Gehör schenkte und verfiel. So schlug der Führer nach vielen Versuchen, den Frieden am Balkan zu erhalten, endlich zu und strich den unnatürlichen Staat nach kaum 14 Tagen Kampf von der Landkarte.“

So seien die „Volksgruppen“ „nicht mehr ein zu bedauerndes Anhängsel des deutschen Volkes, sondern Mitträger der gesamtdeutschen Aufgabe, die allein vom

---

„Volksgemeinschaft“, zuletzt auch den Überblick von Michael Wildt, *Volk, Volksgemeinschaft, AfD*, Hamburg 2017, S. 51–90.

<sup>68</sup> Zit. nach ders., „Eine neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse“. Hitlers Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939, in: *Zeithistorische Forschungen* 3 (2006), S. 129–137, hier S. 133.

Führer bestimmt wird. Ist das nicht mehr, als jeder Deutsche diesseits und jenseits der Grenze auch nur im Traum erhoffte?“<sup>69</sup>

#### IV. Die Zeit des Zweiten Weltkriegs

In den letzten Jahren vor Beginn des Zweiten Weltkriegs war Brunner auf einem ersten Höhepunkt seines Ansehens – bei Fachkollegen wie bei einflussreichen NSDAP-Stellen gleichermaßen. Brunner war schon früh davon überzeugt, dass ihm die Zukunft gehören würde. Dies zeigt sein in triumphalistischem Ton gehaltenen Vortrag auf dem Erfurter Historikertag 1937, in dem er – noch vor dem „Anschluss“, als einziger österreichischer Vertreter der Geschichtswissenschaften neben Heinrich von Srbik – für einen Extraordinarius außergewöhnlich scharf mit den etablierten älteren Mediävisten abrechnete.<sup>70</sup> Und Brunner sollte recht behalten: In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm 1939 das „Erinnerungszeichen zur Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich“ verliehen, weil er „in enger Zusammenarbeit mit den reichsdeutschen Stellen und unter Gefährdung ihrer [Brunner und weitere Empfänger der Medaille; Anm. des Autors] Person und Stellung die wissenschaftliche Deutschtumsarbeit im Alpenraum und im Donaugebiet im gesamtdeutschen Sinne getragen“ habe.<sup>71</sup>

An dem traditionellen „Frühstück“<sup>72</sup> für die Leiter der „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ im Berliner Hotel Adlon nahm am 28. März 1938 neben dem einladenden Gesandten Stieve aus dem Auswärtigen Amt und hochrangigen Vertretern des Reichsinnenministeriums, des Reichserziehungsministeriums, des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda und natürlich den Leitern der Forschungseinrichtungen wie selbstverständlich auch Brunner teil,<sup>73</sup> ob-

<sup>69</sup> Otto Brunner, Südostdeutsche Leistungen und Schicksale, in: Die deutsche Schule 46 (1942), S. 74–79, hier S. 77–79. Zum zeithistorischen Hintergrund vgl. Wildt, Ordnung.

<sup>70</sup> Vgl. Ulrich Crämer, Der 19. Deutsche Historikertag in Erfurt vom 5.–7. Juli 1937, in: Vergangenheit und Gegenwart 27 (1937), S. 345–369, hier S. 357; Otto Brunner, Politik und Wirtschaft in den deutschen Territorien des Mittelalters, in: Ebenda, S. 404–422, hier S. 421: „Wir erleben heute einen wissenschaftlichen Prozeß, der die Grundbegriffe der Staatswissenschaften im weitesten Sinn einer tiefgreifenden Umformung unterwirft. Angesichts einer neuen Wirklichkeit versinken vor uns die Begriffe einer Zeit, die den Anspruch erhob, an ihren Grundkategorien jede geschichtliche Wirklichkeit zu messen“, und S. 422: „Worum es heute geht, ist eine Revision der Grundbegriffe. Unerträglich ist der Zustand, daß Begriffe, die einer toten Wirklichkeit entstammen, noch immer die wesentlichen Maßstäbe und Fragestellungen für eine Zeit bestimmen, deren innerer Bau durchaus anderer Art gewesen ist. Die Forderung kann gar nicht radikal genug formuliert werden. [...] Nichts ist gefährlicher als der Wahn, man könne den ganzen ererbten Schatz an Kenntnissen und Begriffen im Kerne unverändert übernehmen.“ Vgl. weiterführend Kortüm, Wissenschaft im Doppelpaß, S. 593, Anm. 35.

<sup>71</sup> PA/AA, R 60280, Abt. Kult. A 5428/38, Berlin, 21. 7. 1938.

<sup>72</sup> Dahinter verbirgt sich ein viergängiges Menü am frühen Nachmittag, organisiert vom Auswärtigen Amt; PA/AA, R 60280.

<sup>73</sup> Ebenda.

wohl er erst im darauf folgenden Jahr, am 14. April 1939, vom Reichsministerium des Innern zum Nachfolger von Hirsch ernannt werden sollte.<sup>74</sup>

Dass vom jungen Brunner noch Großes erwartet wurde, legt auch der Umstand nahe, dass man ausgerechnet ihn und nicht etwa einen der schon lange Jahre amtierenden Leiter wie den Berliner Albert Brackmann oder den Breslauer Hermann Aubin mit dem „Einleitungsreferat“ zur Tagung der Forschungsgemeinschaften am 17. April 1939 betraut hatte. Brunner sprach über „Die veränderte politische Lage und ihre Auswirkungen auf die volksdeutsche Forschungsarbeit“. Er definierte „die neuen Aufgaben der volksdeutschen Wissenschaft“ als „planmäßige aktive Mitarbeit an der Sicherung des ganzen deutschen Lebensraumes, d. h. an der grossen entscheidenden Aufgabe, die uns der Führer gestellt hat“. Zwar seien durch die Eingliederung der Ostmark und der „ehemaligen Sudetenländer“ nunmehr „Grenz- und Inseldeutschtum“ „mit dem Binnendeutschtum aufs engste verbunden worden. Grenzen, an denen der offene Kampf tobte oder eine unterirdische Zersetzung nagte, sind zu Reichsgrenzen geworden.“ Dennoch gelte es auf der Hut zu sein, weil sich „durch die Schaffung des Protektorates Böhmen und Mähren“ eine neue Gefährdung auf tue: „Die Tschechen besitzen eine Jahrhunderte alte Erfahrung im Volkstumskampf und verfügen über geistige Haltungen, die sich gerade in der Situation des Nichtmehr-Staatsvolk-Seins ausgezeichnet bewähren werden.“ Daraus ergebe sich als zwangsläufige Folge: „Die Frage des germanischen Erbes in diesen Ländern, des deutschen Anteils am Blut wie an der politischen und kulturellen Leistung des Tschechentums wird in breitester Front aufzurollen und damit die Voraussetzungen für Existenz und Funktion des Tschechentums im deutschen Lebensraum zu klären sein.“ Mit anderen Worten: Das neue Großdeutsche Reich bot nach Meinung Brunners den Forschungsgemeinschaften die Chance, nunmehr aus der Defensive, die nötig gewesen sei, um „die damals in der Offensive befindlichen Ostvölker und ihre Wissenschaft abzuwehren“, endlich herauszukommen und ihrerseits in die Offensive gehen zu können:

„Ich meine, die volksdeutsche Forschungsarbeit hat auszugehen vom Begriff des *deutschen Lebensraumes*, der als Leitmotiv der letzten grossen Entscheidungen proklamiert wurde. Dem Lebensraum gehören Binnendeutschtum und Volksgruppen wie deren Staatsvölker an. Die volksdeutsche Forschung darf nicht ängstlich an der Reichsgrenze haltmachen.“

Die „neue Lage“ bringe allerdings „auch Schwierigkeiten mit sich“: „Die Aufgaben werden nicht mehr wie einst uns aus der Not des Tages zugebracht, sie sind aus weitaussehender [sic!] politischer Konzentration neu zu stellen. Daher fordert

<sup>74</sup> PA/AA, R 60283, Abt. Kult. A 1466, sowie Abt. Kult. A 1589, Schreiben Brunners an die „Kulturpolitische Abteilung des Auswärtigen Amtes z.Hd. v. Herrn Ministerialdirektor Dr. Stieve“, 25. 4. 1939.

die neue Lage eine noch engere Fühlungnahme mit den massgebenden Stellen im Reich [...].<sup>75</sup>

Diese eher nebulösen denn klaren Formulierungen Brunners sollten weiter auf fruchtbaren Boden fallen, als der Krieg voranschritt. Seine Äußerungen anlässlich der Wiener Jubiläumstagung, mit der man am 17. und 18. März 1941 das zehnjährige Bestehen der SODFG beging, bilden einen weiteren Beleg für seine „zweifels- ohne rassistische[n], pseudohistorische[n] und geopolitische[n] Argumente“.<sup>76</sup> Sie fügen sich jedenfalls passgenau in ein spezifisches Brunnersches Denkmuster ein, wenn vom „blutsmäßig germanischen Anteil an der Bevölkerung“, von der „Immunisierung der deutschen Volksgruppen gegen die geistige Beeinflussung durch fremde Staatsideen“ die Rede ist, und dies auch geopolitisch unterfüttert wird.<sup>77</sup> Insofern greifen bisweilen geäußerte Zweifel an der Authentizität dieser Zitate nicht, die sich vor allem darauf stützen, dass es sich bei der Quelle um eine protokollarische Aktennotiz handelt.<sup>78</sup>

Dass an Brunner in der Historikerzunft seit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs nicht mehr vorbeizukommen war, belegt auch seine Mitarbeit an der vielbesuchten Münchner Ausstellung „Deutsche Größe“, für deren Mittelalterteil er teilweise verantwortlich zeichnete. Die Konzeption der Ausstellung, die am 8. November 1940 im Deutschen Museum durch ihren Schirmherrn, den „Stellvertreter des Führers“, Rudolf Heß, eröffnet und von einer vom „Großdeutschen Rundfunk“ übertragenen Ansprache des Reichsleiters Alfred Rosenberg geadelt wurde, ging maßgeblich auf den Münchner Historiker Karl Alexander von Müller zurück. Dem „einflussreichste[n] Historiker im NS-Staat“ war vom Amt Rosenberg die Aufgabe angetragen worden, bei der Ausstellung in leitender Funktion mitzuwirken.<sup>79</sup> Ob nun der Kontakt zu Brunner vom Amt Rosenberg vermittelt wurde, mit dem er bis zum bitteren Ende des Dritten Reichs in enger Beziehung stand,<sup>80</sup> oder ob die Initiative von Karl Alexander von Müller ausging: Die Zusammenarbeit der beiden Historikerkollegen gestaltete sich offenbar so gedeihlich, dass von Müller als einziger der vom Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung angefragten Gutachter seinen Wiener Kollegen – wenn auch nur an zwei-

<sup>75</sup> PA/AA, R 60295, Volksdeutsche Forschungsgemeinschaften Tätigkeitsberichte 1938/39. Einleitungsreferat von Professor Dr. O. Brunner – Wien: Die veränderte politische Lage und ihre Auswirkungen auf die volksdeutsche Forschungsarbeit. Hervorhebung im Original.

<sup>76</sup> Michael Fahlbusch, Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft, in: Ingo Haar/Michael Fahlbusch (Hrsg.), Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen, Institutionen, Forschungsprogramme, Stiftungen, München 2008, S. 688–697, hier S. 695.

<sup>77</sup> Zit. nach ebenda, S. 694f.

<sup>78</sup> Vgl. Hans Böhm, Magie eines Konstruktes. Anmerkungen zu M. Fahlbusch „Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik?“, in: Geographische Zeitschrift 88 (2000), S. 177–196.

<sup>79</sup> So die Einschätzung von Matthias Berg, Karl Alexander von Müller. Historiker für den Nationalsozialismus, Göttingen 2014, S. 453–462, hier S. 459; zur Ausstellung vgl. S. 316–318.

<sup>80</sup> BArch, NS 15/72, Hausrundschreiben Nr. 93/44 des Abschnittsleiters Zölffel „An alle Politischen Leiter“, 21. 11. 1944.

ter Stelle – auf seine Vorschlagsliste setzte, als es galt, den Verdun-Preisträger für das Jahr 1940 zu bestimmen.<sup>81</sup>

Diesen ebenso prestigeträchtigen wie mit 3.000 Reichsmark sehr hoch dotierten Historikerpreis, der alle fünf Jahre vergeben werden sollte, hatte von Müller für das Jahr 1935 zugesprochen bekommen.<sup>82</sup> Der vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. 1844 gestiftete Preis war 1913 das letzte Mal vergeben und erst in der NS-Zeit reanimiert worden.<sup>83</sup> Die meisten Stimmen, nämlich jeweils drei, hatten Heinrich von Srbik und Karl Brandi bekommen. Daraufhin entschieden sich die zuständigen Referenten im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Ministerialrat Gerhard Kasper und Professor Heinrich Harmjanz, in ihrem Referentenentwurf vom 15. Januar 1941 für Reichsminister Rust dafür, auf den ersten Platz Karl Brandi und auf den zweiten Platz „den Wiener Historiker Otto Brunner“ als einen Fachvertreter der „jüngeren Generation“ zu setzen. Heinrich von Srbik habe „bereits den halben Mozartpreis von der Universität München erhalten“ und könne deshalb nicht berücksichtigt werden. Dieser Vorschlag wurde jedoch am 6. Februar 1941 von ihrem Amtschef, Professor Rudolf Mentzel, der „in jeder Hinsicht dem nationalsozialistischen Idealtyp des deutschen Mannes [entsprach],“<sup>84</sup> per handschriftlichem Vermerk rüde abgelehnt:

„Prof. Brandi war früher Volksparteiler und stand allen nationalsozialistischen Bestrebungen an der Univ. Göttingen völlig ablehnend gegenüber. – M. E. ist die Tatsache, daß Prof. von Srbik bereits den halben Mozartpreis verliehen bekommen hat nicht ausschlaggebend für die Nichtverleihung des Verdun Preises. Da Prof. v. Srbik alter nat. soz. Vorkämpfer in Wien ist empfehle ich ihm den Preis zuzuerkennen.“<sup>85</sup>

<sup>81</sup> BAArch, R 4901, fol. 205, Schreiben des Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an den Herrn Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Berlin, 11. 12. 1940. Weitere Vorschläge wurden vorgelegt vom Präsidenten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Walter Frank, vom Präsidenten des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde (Monumenta Germaniae Historica), Edmund Stengel, vom Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Heinrich Ritter von Srbik, vom Rektor der Marburger Philipps-Universität, Theodor Mayer, von Professor Erich Botzenhart (von 1939 bis 1945 außerordentlicher Professor an der Universität Göttingen und 1943 Nachfolger des gestürzten Walter Frank) und von Prof. Wilhelm Schüssler vom Historischen Seminar der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität; ebenda, fol. 206–214.

<sup>82</sup> BAArch, R 4901, fol. 215 f., hier fol. 215, Referentenentwurf, 15. 1. 1941. Zur weitgehend unerforschten Verleihungsgeschichte des Verdun-Preises vgl. Katharina Weigand, Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und nationaler Vereinnahmung. Der Verdun-Preis, in: Dies./Jörg Zedler/Florian Schuller (Hrsg.), Die Prinzregentenzeit. Abenddämmerung der bayerischen Monarchie?, Regensburg 2013, S. 105–127.

<sup>83</sup> Vgl. ebenda, S. 118 u. S. 127, Anm. 109.

<sup>84</sup> Anne Christine Nagel, Hitlers Bildungsreformer. Das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung 1934–1945, Frankfurt a. M. 2012, S. 112.

<sup>85</sup> BAArch, R 4901, fol. 216, Referentenentwurf, 15. 1. 1941.

Aber auch Mentzel konnte sich bei Minister Rust nicht durchsetzen. Denn am 13. August 1941 schrieb Brunner „an den Herrn Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“ und bedankte sich für die Verleihung des Verdun-Preises für 1940: „Ich gestatte mir, für diese höchst ehrenvolle Auszeichnung meinen ergebensten Dank auszusprechen. Dieses Zeichen der Anerkennung wird mir ein Ansporn sein, auch weiterhin meine ganzen Kräfte dem Dienste der deutschen Geschichtswissenschaft zu weihen.“<sup>86</sup> Als Verdun-Preisträger war Brunner selbstverständlich auch an der 1942 von der Preußischen Akademie der Wissenschaften gebildeten neunköpfigen Kommission für die Preisverleihung<sup>87</sup> beteiligt, die am 31. August 1942

„zur Erinnerung an den vor 1100 Jahren im August 843 abgeschlossenen Vertrag zu Verdun [...] sich einstimmig dafür entschieden [hat], den Vorschlag zu machen, dass in dem gegenwärtigen Schicksalskampf des Grossdeutschen Reiches um die Neuordnung Europas und in dankbarer Erinnerung an die grossen Waffentaten des deutschen Heeres im Weltkrieg der Preis den Bearbeitern des Weltkriegswerkes verliehen werden möge [...].“<sup>88</sup>

Der wohl ebenfalls von einem oder mehreren Kommissionsmitgliedern erneut ins Spiel gebrachte Karl Brandi fand wiederum keine Berücksichtigung, weil seine Biografie Karls V. „als Leistung einer vergangenen Zeit“ unter „Verzicht auf jede Wertung“ bezeichnet wurde. Es ging mithin um solche Bücher, „die von stärkerem Gegenwartsinteresse sind“, und deshalb gelte es auch, „ein Geschichtswerk auszuwählen, das in gleicher Weise durch Gegenstand und Ausführung ausgezeichnet ist und zugleich zu dem gewaltigen Erleben unserer Tage Beziehung hat“.<sup>89</sup> Diese offene, um nicht zu sagen schonungslose Kritik an der Vorgängergeneration, die sich durch ihren fehlenden Gegenwartsbezug gleichsam überlebt habe, ist gerade für Brunner typisch,<sup>90</sup> weshalb mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass die zitierten Formulierungen auf ihn persönlich zurückgehen.

1942 nahm Brunner auch an einem vom „Rektor der Deutschen Alpen-Universität Innsbruck“, Professor Dr. Harold Steinacker, geleiteten „Historiker-Lager der Reichsdozentenführung“ in Augsburg teil.<sup>91</sup> Nach Rosenbergs optimistischer Meinung war es über sein Hauptamt Wissenschaft

<sup>86</sup> Ebenda, fol. 225.

<sup>87</sup> Ebenda, fol. 243, „Preußische Akademie der Wissenschaften. Vorschlag der Kommission für die Verleihung des Verdun-Preises“. Der Kommission gehörten unter dem Vorsitz von Ernst Heymann, dem Vizepräsidenten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Albert Brackmann, Fritz Hartung, Karl Alexander von Müller, Hans Lietzmann, Otto Brunner, Erich Brandenburg, Theodor Mayer und Walter Platzhoff an.

<sup>88</sup> Ebenda, fol. 243. Es handelt sich hierbei um die „Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres“ unter der Leitung von Oberstleutnant a. D. Förster, dem für das zwölf Bände und drei Ergänzungsbände umfassende Werk „Der Weltkrieg“ der Preis verliehen wurde.

<sup>89</sup> Ebenda, fol. 244.

<sup>90</sup> Vgl. Brunner, Politik und Wirtschaft, in: Vergangenheit und Gegenwart, S. 421 f.

<sup>91</sup> BArch, NS 15/326.

„gelingen, im Dozentenbund die weltanschaulich wesentlichen Persönlichkeiten zu Dozentenlagern zusammenzufassen, in denen durch Referate und Aussprachen um die weltanschaulichen Probleme gerungen und auf dem Umwege über die wissenschaftlichen Diskussionen die wechselseitige Beziehung von Wissenschaft und NSDAP gefördert wurde.“<sup>92</sup>

So überrascht es auch nicht, dass Steinacker – einer der glühendsten Bewunderer Hitlers unter den deutschen Historikern<sup>93</sup> – seinen Wiener Kollegen mit dem Einleitungsvortrag betraute, der für den 9. April 1942 vorgesehen war und den Titel „Deutschland“ tragen sollte.<sup>94</sup> Die einzelnen Referenten sollten „der deutschen Volkswerdung ein Bild der Volkswerdung bei Engländern, Franzosen, Italienern und Russen vergleichend gegenüberstellen“. Im Falle Deutschlands sah Steinacker „eine neue Idee vom Volk“ am Werk: „Sie bezieht das Moment der Rasse ein und verlangt eine neue Volksordnung, in der Nationalismus und Sozialismus ineinandergesetzt sind. Sie regelt das Verhältnis von Volk und Staat neu und stellt die Ordnung beider auf das Führerprinzip.“<sup>95</sup> Da Brunners UK-Stellung aber ungeachtet aller Einsprüche seitens der Wiener Universitätsleitung aufgehoben und er am 18. April 1942 zur Wehrmacht eingezogen wurde, konnte er nicht mehr als Referent bei der auf Oktober verschobenen Tagung auftreten. Seinen Part übernahm Steinacker selbst, aber Brunner konnte sich wenigstens als einer der insgesamt 36 Tagungsteilnehmer in die Diskussion einbringen.<sup>96</sup>

Im Rahmen seines Kriegseinsatzes diente der an die Luftkriegsschule 7 in Tulln/Langenlebarn abkommandierte Brunner seit April 1942 als „Lehrer für Geschichte und Nationalpolitik“.<sup>97</sup> Offensichtlich erfüllte er die in ihn gesetzten Erwartungen perfekt: In kürzester Zeit, innerhalb eines halben Jahres, avancierte der Leutnant der Reserve zunächst zum Oberleutnant, um dann schließlich zum Hauptmann befördert zu werden. Im Beförderungsvorschlag zum Oberleutnant vom 23. September 1942 wurde Brunner bescheinigt: „Mit Schwierigkeiten weiß er fertig zu werden. Sein Auftreten in u. außer Dienst ist gewandt und sicher. Er steht auf den [sic!] Boden des Nationalsozialismus [sic!] und verwertet dies auch in seinen Vorträgen.“<sup>98</sup> In diesem Sinne gehalten ist auch die „Beurteilungsnote“ vom 13. April 1943 im Rahmen seiner Beförderung zum Hauptmann: „Er

<sup>92</sup> BArch, NS 15/20, fol. 1–19, Schreiben des Zentralamts des Amts Rosenberg an den Leiter der Partei-Kanzlei Martin Bormann, 15. 8. 1944; das Zitat hier fol. 12.

<sup>93</sup> Vgl. dazu ausführlich Renate Spreitzer, Harold Steinacker (1875–1965). Ein Leben für „Volk und Geschichte“, in: Karel Hruza (Hrsg.), Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts, Bd. 1, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 191–223, hier S. 203 f. u. S. 218–220.

<sup>94</sup> BArch, NS 15/326, fol. 95682.

<sup>95</sup> Ebenda, fol. 95675, Undatierter Entwurf Steinackers „Zum Thema des Lagers“.

<sup>96</sup> Ebenda, fol. 6 u. fol. 13, „Bericht über das Historiker-Lager der Reichsdozentenführung (7.–10. 10. 42 in Augsburg) von Dr. Wolfgang Erxleben, Hauptamt Wissenschaft, Amt für Wissenschaftsbeobachtung“, 15. 10. 1942.

<sup>97</sup> BArch, Pers 6 / 189048.

<sup>98</sup> Ebenda.

weiß sich in jeder Lage zu helfen und durchzusetzen. An seiner nationalsozialistischen Gesinnung ist nicht zu zweifeln.“<sup>99</sup>

In diesem Zusammenhang ist auch Brunners Bemühen 1943 zu sehen, endgültig in die NSDAP aufgenommen zu werden. Sein nach eigener Darstellung am 1. Juli 1938 gestellter Aufnahmeantrag<sup>100</sup> war am 6. Mai 1940 aus Altersgründen vom Gau Wien bis zur Aufhebung der Mitgliedersperre zurückgestellt worden, mit Hinweis auf den Zeitpunkt des Brunnerschen Aufnahmeantrags, hier allerdings datiert auf den 1. Juni 1938. Die Reichsleitung hatte sich am 31. Juli 1940 mit der Rückstellung einverstanden erklärt. Drei Jahre später, am 4. April 1943, stellte Brunner nun erneut einen Aufnahmeantrag, der aber am 16. Juli 1943 durch die Reichsleitung der NSDAP wiederum abgelehnt wurde. Doch Brunner konnte jetzt auf sein einflussreiches Netzwerk zurückgreifen: Sein Antrag war offensichtlich aus formaljuristischen Gründen abgelehnt worden, wie aus dem „Rekurs“ des Wiener Gaudozentrenführers und Rektors der Hochschule für Welthandel, Kurt Knoll, beim „Kreisleiter des Kreises VI der NSDAP“ hervorgeht. Dieser intervenierte am 10. Dezember 1943 für Brunner:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung bezügl. Prof. Dr. Otto Brunner. Da gegen die Ablehnung seiner Aufnahme in die NSDAP. durch die Reichsleitung auf Grund der Bestimmungen über das Alter der Parteigenossen Rekurs eingelegt werden kann, mache ich von dieser Möglichkeit Gebrauch und begründe ihn folgendermaßen: Prof. Dr. Otto Brunner gehört zu den politisch aktivsten Mitgliedern der philosophischen Fakultät. Seine einwandfreie Haltung auch in der Systemzeit war uns allen bekannt. Noch in der Systemzeit trat er in Verbindung mit dem NSLB [Nationalsozialistischer Lehrerbund] an der Universität um diesem und der Partei beizutreten. Bekannt ist die Mitarbeit Brunners bei Fragen die das deutsche Volkstum in den Südoststaaten betreffen. [...] Prof. Brunner ist einer der jüngeren Professoren der Wiener Universität. Mehrere wesentlich ältere sind Parteigenossen, ohne auf solche nationalen Verdienst [sic!] hinweisen zu können. [...] Es wirkt also auf jeden Fall sehr schlecht, wenn Prof. Brunner als einer der politisch aktivsten Professoren im Gegenteil zu anderen nicht in die NSDAP. aufgenommen würde.“<sup>101</sup>

Am 18. Dezember setzten sich auch der Gaustabsamtsleiter der Gauleitung Wien unter Verweis auf die „schon immer einwandfreie nationalsozialistische Haltung“ Brunners und der Reichsdozentenführer für ihn ein. Er habe sich „zu einer Zeit [...] für das nationalsozialistische Ideengut eingesetzt [...], zu der es für einen Hochschulprofessor immerhin eine gewisse Gefahr bedeutete.“ Und so wurde er

<sup>99</sup> Ebenda.

<sup>100</sup> UAW, Philosophische Fakultät, Oesterr. Institut für Geschichtsforschung. Das „Personalblatt“, von Brunner am 19. 5. 1945 ausgefüllt, nennt den 1. 7. 1938. Der 1. 5. bzw. der 1. 6. 1938 tauchen aber ebenfalls in den parteiamtlichen Schreiben als Daten von Brunners Aufnahmeanträgen auf; BArch, Berlin Document Center, PK 10100244488.

<sup>101</sup> BArch, Berlin Document Center, PK 10100244488, Kurt Knoll an den „Kreisleiter des Kreises VI der NSDAP“, 10. 12. 1943.

schließlich am 18. Februar 1944 „mit Wirkung vom 1. Januar 1941 unter der Mitglieds-Nummer 9 140 316 in die Partei aufgenommen“<sup>102</sup> – und dies in einer Zeit, in der angesichts der immer verzweifelteren militärischen Lage viele bis dato begeisterte „Ostmärker“ bereits wieder auf Distanz zum nationalsozialistischen Deutschland gingen.<sup>103</sup>

Dieser Umstand dürfte auch seine erneute UK-Stellung befördert haben, die im Juni 1944 erfolgte. Jedenfalls hatte Brunner, wie er in einem Schreiben vom 12. Mai 1944 an den Dekan der Philosophischen Fakultät mitteilte, „vor einigen Tagen einen Brief des Reichsforschungsrates“ erhalten, „in dem ich davon in Kenntnis gesetzt wurde, dass meine ‚Zurückholung von der Wehrmacht‘ beabsichtigt sei“.<sup>104</sup> Bereits zuvor, am 22. Juni 1943 und dann wieder am 30. August 1943, hatten im Übrigen „Vorschläge vom Hauptamt Wissenschaft“ der Dienststelle Rosenberg die Parteikanzlei erreicht, in denen um die UK-Stellung von acht Geschichtswissenschaftlern, unter ihnen auch „Professor Dr. Brunner, Wien“ gebeten wurde.<sup>105</sup> Diese hatten, soweit erkennbar, keine unmittelbaren Konsequenzen, was aber auch angesichts des traditionell angespannten Verhältnisses zwischen Rosenberg und Martin Bormann nicht weiter überraschend war. Die nun erfolgende UK-Stellung Brunners im Juni 1944 stand im Zusammenhang mit der sich seit Dezember 1943 abzeichnenden Tendenz im Reichsforschungsrat, insgesamt 5.000 kriegswichtige Wissenschaftler, darunter auch Geisteswissenschaftler, „unabkömmlich“ zu stellen, mit dem Ziel, „eine geeignete ‚akademische Nachwuchsreserve‘ für die nach Kriegsende geplante Umgestaltung der Geisteswissenschaften im nationalsozialistischen Sinne zu rekrutieren“. Diese Rückholungsaktion lief unter dem Decknamen „Sonderelbe Wissenschaft“.<sup>106</sup> Voraussetzung für die Aufnahme in das Programm war die Bereitschaft, „in der deutschen Wehrforschung Dienst zu tun“.<sup>107</sup>

Auf einer insgesamt 38 Namen umfassenden Liste vom 13. März 1944 mit „Betr.: Uk.-Stellung von Geisteswissenschaftlern, Vorg.: Mündl. Absprache mit SS-

<sup>102</sup> Das geht aus den Unterlagen im BArch, Berlin Document Center, PK 10100244488, hervor.

<sup>103</sup> Vgl. zu derartigen Absetzbewegungen Hermann Hagspiel, *Die Ostmark. Österreich im Großdeutschen Reich 1938 bis 1945*, Wien 1995, S. 331–334.

<sup>104</sup> Brunners Schreiben hatte am 19. 5. 1944 das Dekanat erreicht; UAW, Dekanat der Philosophischen Fakultät, D.-Zl.: 136.

<sup>105</sup> BArch, NS 8/241, fol. 116.

<sup>106</sup> Vgl. zu den Einzelheiten der Rückholungsaktionen – insbesondere auch zu einem Brief des Leiters des Planungsamts im Reichsforschungsrat an die Parteikanzlei „mit anliegenden Listen der für die Rückholung vorgesehenen Geisteswissenschaftler“, der vom 30. 5. 1944 datiert ist, also unmittelbar vor Brunners erneuter UK-Stellung im Juni 1944 – Sören Flachowsky, *Von der Notgemeinschaft zum Reichsforschungsrat. Wissenschaftspolitik im Kontext von Autarkie, Aufrüstung und Krieg*, Stuttgart 2008, S. 444, Anm. 684, und Jens Thiel, *Akademische „Zinnsoldaten“? Karrieren deutscher Geisteswissenschaftler zwischen „Beruf und Berufung“ (1933/1945)*, in: Rüdiger vom Bruch/Uta Gerhardt/Aleksandra Pawliczek (Hrsg.), *Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2006, S. 167–194, hier S. 191.

<sup>107</sup> So der Leiter des Planungsamts beim Reichsforschungsrat, Werner Osenberg, in einem Schreiben an die Parteikanzlei vom 30. 5. 1944; BArch, R 26 III, Nr. 43, Bl. 19.

Obersturmbannführer Dr. Rößner“ findet sich unter der laufenden Nummer fünf „Brunner, Otto, Prof., geb. 21. 4. 1898, Neuere Geschichte, Wien, Hauptmann, Thul [sic!] – Langenlebern bei Wien, Luftkriegsschule“. <sup>108</sup> Mithin war Brunner eine dieser 38 Persönlichkeiten, die von dem ursprünglich geplanten „Kontingent von 100 Geisteswissenschaftlern zur Rückholung“ übrig geblieben waren. <sup>109</sup> So kam es dazu, dass Brunner dem „deutschen Volk erhalten geblieben [ist] und nicht wie so mancher Geisteswissenschaftler, der sonst gefallen wäre“, <sup>110</sup> „der deutschen Wehrforschung“ <sup>111</sup> entrissen wurde. Angesichts der immer geringeren Chancen, den Krieg gewinnen zu können, und angesichts der stetig ansteigenden Gefallenenzahlen kann es kaum überraschen, dass die Mehrzahl der 1943/44 UK-Gestellten höchst erfreut war, wieder ihrer wissenschaftlichen Arbeit nachgehen zu können. Dennoch gab es eine Minderheit, die sich ihrer UK-Stellung widersetzte und weiterhin an der Front dienen wollte. <sup>112</sup> Diesen „Lackmustest“ auf die Bereitschaft, das größtmögliche Opfer zu liefern, nämlich den „Heldentod“ für Volk und Vaterland zu sterben, hat Brunner ganz offensichtlich nicht bestanden. Das unterscheidet ihn dann doch auch wesentlich von seinem nur geringfügig älteren Göttinger Kollegen, dem bekannten Mediävisten Percy Ernst Schramm, der „in beiden Weltkriegen von Anfang an Soldat gewesen“ war. <sup>113</sup> Ein Schlachtfeldtourismus, wie ihm Brunner huldigte <sup>114</sup> wurde von Schramm auf das Schärfste kritisiert, mache er doch unübersehbar auf eine Diskrepanz aufmerksam, die darin bestehe, dass die deutsche Universität sich zwar ihrer „Einsatzbereitschaft“ rühme, tatsächlich aber bislang „nur einen relativ kleinen Bruchteil ihrer Dozenten ins Feld geschickt hat“. <sup>115</sup> Brunner, der nicht im Wortsinne „im Feld“ stand, sondern an einer Luftwaffenschule unweit seines Wohnorts Dienst tat, zog es ganz offensichtlich wieder zurück an seinen Schreibtisch in der Wiener Universität und nicht zur „kämpfenden Truppe“ „an die Front“. Dieser Umstand verbindet ihn im Übrigen mit anderen Historikerkollegen wie seinen Altersgenossen Helmut Berge und Gerhard Oestreich, die in ihren Publikationen oft genug das Hohelied soldatischer Männlichkeit, Härte und Todesbereitschaft gesungen hatten, sich im Übrigen aber dem aktiven Wehrdienst zu entziehen wussten und sich für den be-

<sup>108</sup> Ebenda, Bl. 20.

<sup>109</sup> Ebenda, Bl. 19.

<sup>110</sup> So SS-Standartenführer Dr. Wilhelm Spengler im Auftrag der Sicherheitspolizei und des SD an Osenberg vom 8. 8. 1944; ebenda, Nr. 112, Bl. 125.

<sup>111</sup> So Osenberg in seinem Schreiben an die Parteikanzlei vom 30. 5. 1944; ebenda, Nr. 43, Bl. 19.

<sup>112</sup> Über die unterschiedlichen Reaktionen von UK-gestellten Geisteswissenschaftlern vgl. Jens Thiel, Der Dozent zieht in den Krieg. Hochschulkarrieren zwischen Militarisation und Kriegserlebnis (1933–1945), in: Matthias Berg/Jens Thiel/Peter Th. Walther (Hrsg.), Mit Feder und Schwert. Militär und Wissenschaft, Wissenschaftler und Krieg, Stuttgart 2009, S. 211–240, hier S. 229–240.

<sup>113</sup> Ebenda, S. 231–233.

<sup>114</sup> Von Brunners Fahrt zu den Schlachtfeldern an der Westfront war bereits die Rede; ÖStA, Archiv der Republik, UWFuK, BMU, PA, Sign. 10 Brunner, Otto (Personalakte), Schreiben Kurator der wiss. Hochschulen in Wien an den Rektor der Universität Wien, 30. 9. 1940.

<sup>115</sup> Thiel, Dozent, in: Berg/Thiel/Walther (Hrsg.), Feder und Schwert, S. 233, Anm. 62.

quemeren, aber wenig ruhmvollen „Strohtod“<sup>116</sup> entschieden.<sup>117</sup> Wie dringend im Übrigen gerade Brunners Rückholung auch in den höchsten Parteikreisen gewünscht wurde, belegt die Bitte des Oberkommandos der Wehrmacht an das Oberkommando der Luftwaffe vom 30. Oktober 1944 mit „Betr.: Uk.-Stellung für ‚Sonderelbe Wissenschaft‘“, „die Uk.-Stellung des genannten Offiziers beschleunigt durchzuführen, da der Bedarfsträger (Parteikanzlei der NSDAP. München) wiederholt nach diesem Mann gefragt hat.“<sup>118</sup>

Worin seine Aufgabe im Rahmen „der deutschen Wehrforschung“ nun konkret bestand, vermag beim derzeitigen Kenntnisstand nicht geklärt zu werden. Aber es kann kein Zweifel daran bestehen, dass es eine solche gegeben haben muss. Denn sein enger Mitarbeiter bei der SODFG, Dr. Wilfried Krallert, schrieb in seiner Eigenschaft als „Geschäftsführer der Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ am 2. Oktober 1944 einen Brief an das Auswärtige Amt, in dem es um die „Vorstandschafft der Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ ging:

„Der bisherige Vorstand der Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft, Univ. Prof. Dr. Otto Brunner, hat schon seit vielen Monaten keine Gelegenheit mehr gehabt, sich aktiv den Aufgaben der SODFG zu widmen, da er im Wehrdienst stand. Er ist nun zwar vor einiger Zeit aus dem Wehrdienst ausgeschieden, aber mit einer Sonderaufgabe betraut worden, die ihn neuerlich an einer Tätigkeit für die SODFG hindert. Er hat sich deshalb entschlossen, die Leitung der SODFG niederzulegen und mich beauftragt, Sie von diesem Entschluss zu unterrichten und in seinem Namen um Ihre Zustimmung zur Niederlegung seiner Vorstandschafft zu bitten.“<sup>119</sup>

## V. Ein verschollenes Buch: „Der Schicksalsweg des deutschen Volkes“

Jedoch ließ die „Sonderaufgabe“ Brunner noch genügend Zeit, sich um die Druckfahnen seines Buchs „Der Schicksalsweg des deutschen Volkes“ zu kümmern, das kriegsbedingt nie erscheinen sollte. „Dieses kleine Buch“, so ließ Brun-

<sup>116</sup> Helmut Berve, *Sparta*, Leipzig 1937, S. 57f.: „Wer ihn [den Tod] erlitt, hatte an dem wahren Leben, dem Leben im Gesetz, mehr Anteil als der, den ruhmloser Strohtod entrafte.“

<sup>117</sup> Zu Berve vgl. Stefan Rebenich, *Alte Geschichte in Demokratie und Diktatur. Der Fall Helmut Berve*, in: *Chiron* 31 (2001), S. 457–496; zur Präferenz des Frühneuzeithistorikers Oestreich für das Militärisch-Männliche vgl. Peter N. Miller, *Nazis and Neo-Stoics. Otto Brunner and Gerhard Oestreich before and after the Second World War*, in: *Past and Present* 176 (2002), S. 144–186; hier auch S. 160 der Hinweis: „At the end of the 1930s he was a member of the Wehrpolitischen Institut at the University of Berlin, but his biography trails off for the period 1942–50.“

<sup>118</sup> BArch Pers 6/189048. Dieses Dokument ist gleichzeitig Beleg für die in der Endphase des Dritten Reichs zunehmende Desorganisation, denn schließlich war Brunner bereits am „22. 6. 1944 [...] zwecks Uk.-Stellung unter dem Stichwort ‚Sonderelbe Wissenschaft‘ aus der aktiven Dienstleistung entlassen“ worden, wie das Oberkommando der Luftwaffe am 9. 12. 1944 im Antwortschreiben mitteilte.

<sup>119</sup> PA/AA, R 100462/000074, Schreiben des Geschäftsführers der Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft, Dr. W. Krallert, an das Auswärtige Amt, 2. 10. 1944.

ner in dem mit „Wien, im Oktober 1944“ datierten Vorwort (S. 5) seine potenziellen Leser wissen, „ist mir aus dem Unterricht erwachsen, den ich längere Zeit hindurch an einer Luftkriegsschule zu erteilen hatte. Es verfolgt keine andere Absicht, als allen denjenigen nützlich zu sein, die sich über die geschichtlichen Grundlagen unseres Daseinskampfes klar werden wollen.“<sup>120</sup> Brunner wollte laut eigener Aussage „das Buch Ende 1943 abgeschlossen haben“.<sup>121</sup>

Das Werk, das die Forschung noch bis vor kurzem für verschollen hielt,<sup>122</sup> ermöglicht gerade dadurch, dass es bewusst für einen größeren Leserkreis geschrieben wurde, einen tiefen Blick in Brunners völkisch-rassistisch geprägte Geschichtsphilosophie: Ein „deutsches Volksbewußtsein“, das sich in der Zeit „der ‚Deutschen Bewegung‘, unter welchem Namen wir die schöpferischen Kräfte der Jahre 1770–1830 zusammenfassen“,<sup>123</sup> entwickelt habe, sei verbunden gewesen mit der „Erfassung des ganzen Menschen, aller seiner seelischen und geistigen Kräfte, des ‚Gemüts‘ als der ‚Empfindung der natürlichen Totalität‘ (Hegel)“: „Damit steht im engsten Zusammenhang, daß nun der Begriff des Organischen als einer eigenständigen Schicht des Seins erfaßt wurde. In diesen Grundlagen wurzelt letztlich der moderne Vererbungs- und Rassengedanke, auch wenn er damals noch nicht in seiner vollen Folgerichtigkeit erfaßt werden konnte.“ (S. 114) „In den Jahren des Zusammenbruchs nach Jena und der deutschen Erhebung“ sei es aber immerhin doch möglich geworden, den „Begriff des politischen Volks“ zu „erfass[en] und klar[zu]leg[en]“: „Das Volk als Bluts- und Abstammungsgemeinschaft, gekennzeichnet durch seine Sprache, durch seine geistige Überlieferung und durch gemeinsames politisches Erleben.“ (S. 147) Auf „die Entdeckung und Erfassung der deutschen Volkheit in Geschichte, Sprache und Mythos, in Märchen, Sage und Dichtung, in Recht und Brauchtum“ hin habe man „in dem Suchen nach den Ursprüngen nach dem germanischen Norden [gegriffen], um bei den Brüdern der eigenen Vorfahren ursprünglich germanisches Wesen zu finden“ (S. 116). Seit den Zeiten Johann Joachim Winkelmanns habe aber auch „das echte Griechentum seiner großen Zeit, von Homer bis Platon unmittelbar“, ent-

<sup>120</sup> Der Liebenswürdigkeit und Großherzigkeit meines japanischen Kollegen Prof. Dr. Akihiro Misagawa, Abteilung Europäische Geschichte des Historischen Seminars der Tokai-Universität (Tokyo), verdanke ich ein pdf-Dokument, das den bereits paginierten Umbruch, in den Worten Brunners „die Probegogen“, enthält. Diese befanden sich laut Aussage Brunners „im Herbst“ 1944 in seinem Besitz; UAW, Dekanat der Philosophischen Fakultät, Studienjahr 1945/46, Verwaltungsstelle für wissenschaftliche Hochschulen in Wien 4581/Z: Undatierte Stellungnahme Brunners „Zu dem Buch ‚Der Schicksalsweg des deutschen Volkes‘“ im Zusammenhang seines 1945 eingeleiteten Entnazifizierungsverfahrens.

<sup>121</sup> Ebenda.

<sup>122</sup> Die Bibliothek der Universität Chuo erwarb 1986 Brunners Privatbibliothek und damit auch seine „Probegogen“ aus dessen Nachlass; [global.chuo-u.ac.jp/english/general/libraries/libraries03/](http://global.chuo-u.ac.jp/english/general/libraries/libraries03/) [2. 10. 2017]. Seitdem befindet sich der „Schicksalsweg des deutschen Volkes“ in Japan und galt bislang als verschollen; vgl. z. B. Heiss, Wiener Schule, in: Ash/Nieß/Pils (Hrsg.), Geisteswissenschaften, S. 61, und Stoy, Österreichisches Institut, S. 313: „Eine Nachprüfung ist indes nicht möglich, da keiner dieser Probegogen nachweisbar ist.“

<sup>123</sup> Brunner, Schicksalsweg, S. 112 f.; im Folgenden finden sich die Belegstellen aus dem „Schicksalsweg“ in Klammern hinter den Zitaten.

scheidende Bedeutung für den „deutschen Geist“ gewonnen, wurde ihm doch „der unmittelbare Zugang zu einer Welt erschlossen, in der es eine aus einer frühen Gemeinsamkeit des Blutes zutiefst verwandte Kraft erkannte. Am Griechentum erfaßte man das Bild eines hohen und edlen Menschentums, in dem man sich selbst wieder erkannte.“ (S. 116f.) „Erst unserer Zeit war es“, aber laut Brunner „vorbehalten, den Zusammenhang von Reich, Volksordnung und Weltanschauung wieder zu sehen“ (S. 154).

Ungeachtet des hier vorgetragenen geschichtsphilosophischen Optimismus läßt „Der Schicksalsweg des deutschen Volkes“ aber auch erkennen, dass sein Autor zu einem Zeitpunkt, als sich das Kriegsglück an allen Fronten vom Großdeutschen Reich abgewandt hatte, doch von einem gewissen Pessimismus ergriffen war. Dennoch wollte er sich nicht unterkriegen lassen, wie er in seiner „Einleitung“ programmatisch formulierte:

„Einer tieferen Betrachtung eröffnet sich die Einsicht, daß aus den großen Katastrophen unserer Geschichte die Kräfte der Erhebung erwachsen sind, daß in Jahrhunderten des äußeren Stillstandes volkhafte Kräfte lebendig blieben, die anderwärts zerstört wurden. So schöpfen wir aus den Jahren der Not und des Unglücks nicht minder als aus den Hochzeiten der deutschen Geschichte die Kraft zum Glauben an die Zukunft unseres Volkes.“ (S. 11)

An der zentralen Bedeutung alles Völkischen für die deutsche Geschichte wollte Brunner keinerlei Zweifel aufkommen lassen; dafür steht bereits der allererste Satz seiner „Einleitung“: „Gegenstand einer deutschen Geschichte im vollen und echten Sinn ist das ganze deutsche Volk und sein Reich“ nebst dem dazu gehörigen „Lebensraum“ sowie dem „ganzen deutschen Volksboden“ (S. 9). In diesen Kontext gehört auch der damit verbundene „unausweichliche“, „notwendige“ „Kampf“: „Gehört doch zum Wesen germanischer Haltung ein eigentümlicher Schicksalsbegriff. Der Germane läßt das Unabänderliche nicht wie der Orientale fatalistisch über sich ergehen, sondern er nimmt den unausweichlichen Kampf im Vertrauen auf dessen innere Notwendigkeit auf sich.“ (S. 14f.)

Mit solch kruder, völkisch-rassistisch aufgeladener Schicksalsinterpretation bewegte sich Brunner unübersehbar im Dunstkreis einer Geschichtsphilosophie, wie sie Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zum besten gegeben hatte: Im Zusammenhang mit seinen Äußerungen zum „Germanische[n] Schicksalsbegriff“ kontrastierte Hitlers Chefideologe „semitischen Fatalismus“ mit germanischer Haltung:

„Die ringenden Germanen nehmen nun im Dienst für die von ihnen freiwillig anerkannten inneren Werte dieses Schicksal bewußt auf sich und führen es ohne zu jammern als freie Männer aus. [...] Sie wissen, daß sie auch dem Tode entge-

genreiten, aber sie beugen sich bewußt und frei dem Dienst für die Sippenehre, kämpfen bis zum letzten Blutstropfen [...].“<sup>124</sup>

Auch Brunners angeblich historische Erkenntnis einer vermeintlichen „frühen Blutsgemeinschaft“ zwischen „Germanen“ und „Griechen“ greift auf eine unter anderem von Rosenberg vehement verfochtene nationalsozialistische Lieblingsidee zurück, der zufolge „der Traum des nordischen Hellenentums“ „am schönsten in Hellas“ „geträumt wurde“: „Welle auf Welle“ sei „aus dem Donaultal“ gekommen, um „als rauhe Herren und Krieger“ „mit der heruntergekommenen Lebensform des vorderasiatischen Händlertums“ „auf[zu]räumen“, wobei „die sich durch Kampf verringernden nordischen Kräfte [...] durch neue Einwanderungen gestärkt“ worden seien.<sup>125</sup>

Wenig überraschen kann Brunners Wertung der deutschen Ostkolonisation: „Wenn der deutsche Bauer in den Osten zog und Waldland und Bruch urbar machte, so suchte er dort neuen Lebensraum für sich und seine Kinder, aber er hat damit den ganzen deutschen Volksboden erweitert.“ (S. 9) Und natürlich würdigte Brunner in seiner Darstellung, wie er es schon immer getan hatte, gebührend die Leistung der „südostdeutschen Länder“, die es verstanden hätten, anstürmende Gefahren aus dem Osten entschlossen abzuwehren.

Größtes Interesse verdient jedoch vor allem eine Aussage Brunners, die sich am Ende seiner „Einleitung“ findet. Denn hier stößt man auf den Kern seines Selbstverständnisses als Historiker. Was er offensichtlich zutiefst verachtete, war eine unabhängige, kritische Geschichtsschreibung: „Wer über den Dingen stehen zu können glaubt, verfällt in eine oft fälschlich objektiv genannte Neutralität. Wer sich außerhalb des Stromes der Geschichte stellt, vermag deren treibende Kräfte nicht zu erspüren.“ Deshalb kann Brunner zufolge Geschichte „nur von einem festen eigenen politischen Standpunkt geschrieben werden.“ Und wieder bricht auch das Soldatische bei „Hauptmann Brunner“ hervor:

„Der Soldat kennt seinen Gegner, er ist entschlossen, ihn bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Aber nichts liegt ihm ferner, als den Gegner herabzusetzen und zu verkleinern. Er bringt ihm die Achtung entgegen, die er jeweils verdient. Diese soldatische Haltung gilt auch gegenüber der Vergangenheit, sie ist der des Historikers zutiefst verwandt.“ (S. 11)

<sup>124</sup> Alfred Rosenberg, *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*, München <sup>34</sup>1934, Abschnitt 399.

<sup>125</sup> Ebenda, Abschnitt 34. Zum historischen Hintergrund der nationalsozialistischen Lehre einer angeblichen rassenmäßigen Identität zwischen Germanen- und Griechentum, die auf eine Einschätzung Adolf Hitlers über den arischen Ursprung aller Hochkulturen aus den frühen 1920er Jahren zurückgeht, sowie zur Geschichte ihrer „wissenschaftlichen“ Entfaltung in der NS-Zeit vgl. Johann Chapoutot, *Der Nationalsozialismus und die Antike*, Darmstadt 2014, hier S. 46–49 u. S. 75–78 (zur Bedeutung Rosenbergs für das nationalsozialistische Griechenlandsbild).

In einer undatiert gebliebenen Stellungnahme Brunners zu seinem Buch, die sich in seinen Personalakten erhalten hat und ganz offensichtlich im Zusammenhang mit seinem im Mai 1945 eingeleiteten Entnazifizierungsverfahren stand, versuchte er sich hingegen als einen bloßen Mitläufer des Nationalsozialismus zu stilisieren: Er „glaube [...] wissenschaftliche Sachlichkeit gewahrt und auf den wenigen letzten Seiten über den Nationalsozialismus und die zum Krieg führenden Ereignisse“ sich „so zurückhaltend geäußert zu haben, als dies überhaupt noch möglich war“.<sup>126</sup> Man weiß nicht, was man bei dieser Selbsteinschätzung nun mehr bewundern soll: seinen hier vollzogenen Schwenk um 180 Grad hin zur wissenschaftlichen Sachlichkeit, oder aber ein gehöriges Maß an Chuzpe, die ganz offensichtlich darauf baute, es möge schon niemand einen Blick in das Schlusskapitel „Vom ersten zum zweiten Weltkrieg“ (S. 267) werfen. Denn von einer wie auch immer gearteten Zurückhaltung Brunners kann wahrlich nicht die Rede sein. Sicherlich wird man ihm die zeitbedingte Apotheose der Frontgeneration des Ersten Weltkriegs, der er selbst angehörte, nachsehen: „Unerschüttert aber leuchtet über diesen vier Jahren das Heldentum des deutschen Soldaten, in den sich das Fronterlebnis tief eingegraben hatte. Daraus hat dann die nationalsozialistische Bewegung die Kraft zum Wiederaufstieg geschöpft.“ (S. 276) Auch seine scharfe Abrechnung mit der Weimarer Republik bewegt sich noch im üblichen konservativ-antisemitischen Rahmen:

„Hier herrschten die Mehrheitsparteien, Demokraten, Zentrum und Marxisten, und gaben Deutschland in Weimar 1919 eine liberal-demokratische Verfassung nach westlichem Muster. Hier war ein echter Widerstandswille nicht zu erwarten. Hemmungslos machte sich wirtschaftlicher Zerfall und geistiger Niedergang unter stärkstem Einfluß des zu immer größerer Bedeutung kommenden Judentums geltend. Der Kommunismus breitete sich immer mehr aus. [...] Das furchtbarste Mahnzeichen war das erschreckende Absinken der Geburtenzahl, das Aussterben des deutschen Volkes rückte in den Bereich der Möglichkeit.“ (S. 277 f.)

Aber als Brunner schließlich auf die Zeit des „neuen Deutschlands“ zu sprechen kam, die mit dem Jahr 1933 angebrochen sei, gab er jede Zurückhaltung auf und ließ seine vollständige Akzeptanz auch der dunkelsten Seiten des Nationalsozialismus erkennen:

„In den Tagen des Zusammenbruchs, in Deutschlands größter Not, faßte Adolf Hitler den Entschluß, eine Bewegung zur Befreiung des deutschen Volkes zu gründen. In 14 Jahren härtesten Kampfes hat er über alle Rückschläge hinweg die NSDAP zum Siege geführt. Mit dem Tage der Machtergreifung, am 30. Januar 1933 konnte der Führer darangehen die Grundlage für die Erreichung seiner Ziele zu legen. Es ging nun nicht um die Wiederherstellung des Deutschen Reiches von 1914, sondern um die Zusammenfassung aller geschlossen siedelnden

<sup>126</sup> UAW, Dekanat der Philosophischen Fakultät, Studienjahr 1945/46, Verwaltungsstelle für wissenschaftliche Hochschulen in Wien 4581/Z.

Deutschen in einem Großdeutschen Reich und die Sicherung seines Lebensraumes. Die nationalsozialistische Bewegung stellte daher den Gedanken des Volks in seiner blutmäßigen Einheit in den Mittelpunkt ihres politischen Denkens. [...] Die NSDAP. begann eine politische Neuausrichtung des ganzen deutschen Volkes, sie schaltete die inneren Gegner, die Parteien und das Judentum, aus. Grundlegende Gesetze leiteten die biologische Wiedererstarung des deutschen Volkes ein.“ (S. 284f.)

Der vom „Führer“ vollzogene „Anschluß der Ostmark“ bedeutete in Brunners Augen die „Verlagerung des politischen Einflusses im Südostraum“; das Münchner Abkommen habe die „sehnlichst“ gewünschte „Heimkehr“ der „nur durch die Staatsgrenze von ihren Volksgenossen im Reich getrennt[en] 3 1/2 Millionen Sudetendeutsche[n]“ ermöglicht: „Übrig blieb eine Rest-Tschecho-Slowakei, die sich bald als lebensunfähig erwies. So schuf der Führer im März 1939 das Protektorat Böhmen und Mähren, während im Osten die Slowakei selbständig wurde und unter den Schutz des Reiches trat.“ (S. 287) Für den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, bei dem „Japan [...] ebenso wie Deutschland und Italien für sein auf engsten Raum zusammengepreßtes Millionenvolk um die Sicherung seines Lebensraumes ringt“, seien allein Großbritannien und Frankreich verantwortlich, weil weder London noch Paris es hätten zulassen wollen, dass Deutschland „freie Hand erhielte, um hier [im Osten] die sein Dasein bedrohenden Lebensfragen zu regeln“ (S. 288f.). Die Folge sei zwangsläufig eine „gigantische Krise“, in der „heute um die Selbstbehauptung des deutschen Volkes und um einen neuen Ordnungsgedanken in der Welt gerungen“ werde: „Das ist kein Zufall, nicht das Ergebnis menschlicher Schwächen und Irrtümer, sondern schicksalshafte Notwendigkeit.“ (S. 289f.) Brunner beendete sein Werk mit einem dramatischen Appell: „Als das deutsche Volk sich aus der Katastrophe seiner älteren Geschichte zu erheben begann, fand es den Platz besetzt. In immer neuen Ansätzen und Rückschlägen hat es sich emporgerungen, bis es vor der Stunde der letzten Entscheidung stand. In ihr hat es sich heute zu bewähren.“ (S. 290) Mit der Aufforderung, sich zu „bewähren“, forderte Brunner eine Haltung ein, wie sie gegen Kriegsende immer wieder der deutschen Bevölkerung in entsprechenden Ansprachen, Zeitungsartikeln oder Büchern eindringlich nahegelegt worden war. Auf jeden Fall gehörte die „Bewährung“ zu den Schlüsselwörtern der Spätphase des Dritten Reichs.<sup>127</sup>

Was nun Brunners eigene Haltung angeht, so wird man sagen, dass er sich wohl fast bis zum Ende im Dienst der nationalsozialistischen Herrschaft „bewährt“ hat. Denn noch am 21. Januar 1945, einem Sonntag, hielt Otto Brunner in der damals schon weitestgehend zerstörten Reichshauptstadt Berlin einen Vortrag über Otto den Großen. Das Thema des Vortrags, den Brunner zeitlebens nie veröffentlichte – er bewahrte das Manuskript jedoch bis zu seinem Tode sorgfältig auf –, war überaus passend gewählt. Denn in der Schlacht auf dem Lechfeld sei es König Otto

<sup>127</sup> Vgl. Hans-Henning Kortüm, Otto Brunner über Otto den Großen. Aus den letzten Tagen der reichsdeutschen Mediävistik, in: Historische Zeitschrift 299 (2014), S. 297–333, hier S. 315–317.

dem Großen 955 „mit dem Heerbann aller deutschen Stämme“ gelungen, „den Südosten wieder“ zu sichern. Auch 1945 waren die Einigkeit aller Deutschen und ihre Bereitschaft zur Bewährung die notwendigen Vorbedingungen für einen in Brunners Augen vielleicht noch immer möglichen Sieg über die Feinde, die auch dieses Mal, wie schon zuvor die Ungarn, wieder aus dem Osten gekommen seien.<sup>128</sup> Die Idee zur Vortragsreihe, die „in Verbindung mit dem Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut“ „im Stile von Fichtes Reden an die deutsche Nation“ durchgeführt wurde und den bezeichnenden Titel „Weltgeschichtliche Bewährungsstunden“ erhalten hatte, kam von einem guten alten Bekannten Brunners, dem Reichsleiter Alfred Rosenberg,<sup>129</sup> mit dem er zumindest seit 1938 in Verbindung stand. Als Brunner schließlich an einem strahlend schönen Wintermorgen um 11.30 Uhr im Schinkelsaal des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Instituts mit seinem Vortrag begann, war er vermutlich der letzte in einer Riege ebenso prominenter wie zutiefst vom Nationalsozialismus durchdrungener Historiker, zu denen der Münchner Helmut Berve und sein Berliner Kollege Wilhelm Weber gehörten.<sup>130</sup> Ob es Brunner aber wirklich gelungen ist, mit seinem Vortrag „Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängnis leicht und sanft hinüber zu leithen“, wie es sich Fichte 1806 mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ ausdrücklich vorgenommen hatte, nachdem Berlin von den Truppen Napoleons besetzt worden war,<sup>131</sup> daran wird man trotz aller rhetorischen Begabung Brunners dann doch zweifeln dürfen.

## VI. Brunner nach dem Zweiten Weltkrieg

Obwohl Brunner nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst einer ungewissen Zukunft entgegensah, brachten die Jahre nach 1954 seinen endgültigen Durchbruch. Nicht nur konnte er in Hamburg erfolgreich an seine durch die Zwangspensionierung für neun Jahre unterbrochene Universitätskarriere anknüpfen, sondern er setzte auch seinen *cursus honorum* zielstrebig fort: 1958 wurde er zum Dekan der Philosophischen Fakultät und schließlich 1959/60 zum Rektor der Hamburger Universität gewählt;<sup>132</sup> die Universitäten Heidelberg und Münster verliehen ihm ein Ehrendoktorat. Brunner war Mitglied der Wiener, Mainzer so-

<sup>128</sup> Ebenda.

<sup>129</sup> BArch, NS 15/72, Hausrundschreiben Nr. 93/44 des Abschnittsleiters Zöllffel, „An alle Politischen Leiter“, 21. 11. 1944.

<sup>130</sup> Zu den vortragenden Historikern vgl. Kortüm, Otto Brunner über Otto den Großen, S. 319–324.

<sup>131</sup> Zit. nach Sven Haase, Der patriotische Ernstfall und seine Literarisierung. Berliner Professoren und Studenten in den Befreiungskriegen, in: Berg/Thiel/Walther (Hrsg.), Feder und Schwert, S. 75–93, hier S. 78–80.

<sup>132</sup> Zu den Umständen von Brunners Hamburger Berufung, der eine gescheiterte Kölner Bewerbung vorausgegangen war, vgl. Thomas Etzemüller, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001, S. 243 f.

wie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Dass er aber auch nach Ablegung seines nunmehr dritten Diensteids – in diesem Fall auf eine von ihm früher doch so geschmähte liberal-demokratische Verfassung – noch immer zutiefst völkisch dachte und dabei gleichzeitig auch noch weitere Karriereöglichkeiten im Auge behalten wollte, zeigt sein gleich nach der Vereidigung einsetzendes intensives Bemühen um die deutsche Staatsangehörigkeit für sich und seine Familie. Wie Brunner in seinem Brief vom 2. September 1950 den ebenfalls zwangspensionierten Carl Schmitt hatte wissen lassen, hätte er sich nur „schwer vorstellen können, wie ich in den letzten Jahren hätte Vorlesungen halten können. Denn bei aller Anerkennung eines selbstständigen Österreich kann ich doch nicht aufhören, mich auch zum deutschen Volk zu zählen u. das ist hier offiziell nicht erlaubt.“<sup>133</sup> Brunners von der Universität unterstützte Bemühungen waren schließlich von Erfolg gekrönt:

„Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg – Rechtsamt – hat mit Schreiben vom 7. 5. 1956 mitgeteilt, daß Professor Brunner durch Einbürgerungsurkunde am 3. 5. 1956 die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat. Da das Österreichische Bundesministerium für Inneres die Genehmigung zur Beibehaltung der österreichischen für den Fall des Erwerbs der deutschen Staatsangehörigkeit genehmigt hat, hat das Rechtsamt im vorgenannten Schreiben gleichzeitig festgestellt, daß Prof. Brunner nunmehr sowohl die deutsche als auch die österreichische Staatsangehörigkeit besitzt.“<sup>134</sup>

Auf dem Feld der Wissenschaft gehörte er schon in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wieder zu den tonangebenden Historikern: Zusammen mit Werner Conze und Reinhart Koselleck gab er die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ heraus;<sup>135</sup> im Jahr 1956 erschien erstmals eine Sammlung seiner Vorträge und Aufsätze zur Sozial- und Verfassungsgeschichte unter dem Titel „Neue Wege der Sozialgeschichte“. In überarbeiteter und erweiterter Form 1968 erneut aufgelegt,<sup>136</sup> rückten sie „Abendland“ und „Alteuropa“ ins Zentrum seiner historischen Betrachtungen.

<sup>133</sup> Brief Brunners vom 2. 9. 1950 an Carl Schmitt; HStA, Nachlass Carl Schmitt, RW 265–2112. Zum Hintergrund vgl. Kortüm, Wissenschaft im Doppelpaß, S. 604, Anm. 76.

<sup>134</sup> Hamburgisches Staatsarchiv, Rektorakten Bd. VII 364–5 I. Einbürgerungsurkunde, 3. 5. 1956.

<sup>135</sup> Vgl. Brunner/Conze/Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe; Christof Dipper, Die „Geschichtlichen Grundbegriffe“. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie historischer Zeiten, in: Historische Zeitschrift 270 (2000), S. 281–308, hat darauf hingewiesen, dass Brunner lediglich ein einziges Lemma verfasst habe. Reinhard Blänkner hingegen warnt vor der „[f]ragwürdige[n] Kehrseite des aktuellen Koselleck-Hypes“, da dieser dazu führe, „dass dabei der Beitrag Brunners an den ‚Geschichtlichen Grundbegriffen‘ aus dem Blick gerät“, und gibt sich überzeugt: „Ohne Brunners Alteuropa ist weder die ‚Sattelzeit‘ noch das Lexikon ‚Geschichtliche Grundbegriffe‘ denkbar“; ders., Begriffsgeschichte in der Geschichtswissenschaft. Otto Brunner und die „Geschichtlichen Grundbegriffe“, in: Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte 1 (2012), S. 102–108, hier S. 106 f.

<sup>136</sup> Vgl. Otto Brunner, Neue Wege der Sozialgeschichte, Göttingen 1956, und ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2., vermehrte Aufl., Göttingen 1968.

Dieses Epochenkonzept<sup>137</sup> kann wiederum als Beleg für die von Oexle behauptete Kontinuität von Deutungsmustern gelten. Denn unübersehbar besteht eine enge gedankliche Nähe zwischen der Beschwörung von „Alteuropa“, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik einsetzte, und dem seit dem Sieg über Frankreich 1940 im nationalsozialistischen Deutschland einsetzenden „Europa-Rausch“,<sup>138</sup> der sich seit dem Angriff auf die Sowjetunion noch verstärkt<sup>139</sup> und dem Brunner im „Schicksalsweg des deutschen Volkes“ gehuldigt hatte:

„Es war von vornherein klar, daß es hier um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes ging. In dem von den Gegensätzen der Weltmächte zersetzten alten Europa war kein Platz für das Großdeutsche Reich. Dieses konnte nur bestehen, wenn es gelang, unter seiner Führung ein ‚Neues Europa‘ zu schaffen, das als Großraum sich unter den anderen Großräumen der Erde zu behaupten vermochte.“ (S. 288)

Im Grunde hatte sich im Zeitalter des Kalten Kriegs die außenpolitische Situation nicht grundsätzlich geändert: Denn nach wie vor stand der Feind im „Osten“ und bedrohte das „Abendland“, nur mit dem Unterschied, dass der Feind nunmehr bereits an der Elbe und damit mitten in Europa, mitten in Deutschland stand.<sup>140</sup> Hatte Brunner noch am 21. Januar 1945, zu einem Zeitpunkt, da sowjetische Armeen bereits an der Oder und damit nicht mehr weit von der Reichshauptstadt standen, in Berlin an den Sieg Ottos des Großen in der Schlacht auf dem Lechfeld unweit von Augsburg erinnert, so gedachte eine 60.000-köpfige Festversammlung nur zehn Jahre später, im Juli 1955, im Augsburger Rosenaustadion erneut der Rettung des Abendlands vor 1000 Jahren. Dies geschah im Bewusstsein dessen, dass „jetzt [...] wiederum, nicht sehr viel weiter von dieser Stadt entfernt, die Massen des Ostens“ stehen.<sup>141</sup>

<sup>137</sup> Zur Bedeutung Brunners für die Begriffsprägung „Alteuropa“ vgl. Christian Jaser/Ute Lotz-Heumann/Mathias Pohlig, Alteuropa, Vormoderne, Neue Zeit. Leistungen und Grenzen alternativer Periodisierungskonzepte für die europäische Geschichte, in: Dies. (Hrsg.), Alteuropa, Vormoderne, Neue Zeit. Epochen und Dynamiken der europäischen Geschichte (1200–1800), Berlin 2012, S. 9–24, hier S. 12–14.

<sup>138</sup> Das Zitat entstammt einem bislang unveröffentlichten Vortrag von Ulrich Herbert zum Thema „Zum Wandel des ‚Europa‘-Konzepts während des Nationalsozialismus“, gehalten am 14. 3. 2001 im Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen. Vgl. auch Oexle, Leitbegriffe, in: Lehmann/Oexle (Hrsg.), Nationalsozialismus, Bd. 2, S. 17.

<sup>139</sup> Vgl. ebenda.

<sup>140</sup> Zu einschlägigen Europa-Konzepten vgl. Vanessa Conze, Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970), München 2005.

<sup>141</sup> Das Zitat entstammt der Rede des damaligen Außenministers Heinrich von Brentano, die dieser im Augsburger Rosenaustadion vor „60 000 gläubige[n] katholische[n] und evangelische[n] Christen“ gehalten hatte. Vgl. dazu mit Belegen Axel Schildt, Zur Hochkonjunktur des „christlichen Abendlandes“ in der westdeutschen Geschichtsschreibung, in: Ulrich Pfeil (Hrsg.), Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die „Ökumene der Historiker“. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz, München 2008, S. 49–70, hier S. 52 f.

Brunners Abendlandkonzept unterschied sich allerdings dann doch etwas von anderen gängigen Entwürfen nach 1945, die vor allem die „christlichen“ und „römisch-antiken“ Seiten des Abendlands betonten. Wenn diese Aspekte in Brunners Abendlandkonzeption nach 1945 nicht so prominent vertreten waren, dann dürfte dies auch mit seinem spezifischen Verständnis der Antike zusammenhängen, wie er es bereits im „Schicksalsweg des deutschen Volkes“ in den Kriegsjahren entfaltet hatte (S. 116 f.). Denn Brunner interessierte auch in der Nachkriegszeit an der Antike vor allem der betont männlich auftretende und am liebsten adlige griechische Heros, der dank der ihn verpflichtenden Tugend (Arete) „über sein Inneres“ ebenso herrscht wie „über Haus und Polis“.<sup>142</sup> Dieses schlichte Bild griechischen Heroentums bei Brunner dürfte, wie bereits erwähnt, die Frucht seiner Lektüre von Rosenbergs „Mythus“ gewesen sein. Denn auch Hitlers Chefideologe hatte in vergleichbarer Weise den Typus des griechischen Heros gefeiert, dessen eigentliche Blütezeit – davon waren der Reichsleiter wie der Wiener Historiker überzeugt –, die Epoche zwischen Homer und Platon gewesen sei.<sup>143</sup>

Die Betonung des Abendländisch-Europäischen nach 1945 zeigt aber vor allem anderen die intellektuelle Geschmeidigkeit Brunners, mit der er sich dem jetzt herrschenden Zeitgeist anzupassen wusste. Ein gutes Beispiel dafür ist seine „Hamburger Universitätsrede“ über „Abendländisches Geschichtsdenken“ aus dem Jahr 1954, mit der sich der gerade berufene Ordinarius einem größeren akademischen Auditorium in der Hansestadt vorstellte.<sup>144</sup> Unübersehbar auf den Spuren des 1936 aus Deutschland vertriebenen und 1952 aus den Vereinigten Staaten an die Heidelberger Universität berufenen Geschichtsphilosophen Karl Löwith wandelnd, demonstrierte Brunner seinem Publikum nicht zuletzt mit Hilfe zahlreicher, plakativ eingestreuter lateinischer Zitate christlicher, spätantiker und mittelalterlicher Autoritäten sein Wissen um den abendländischen Bildungsschatz, wobei er am Ende seiner Ausführungen zu folgendem Fazit kam: „Das geschichtliche Denken ist nach seinem Ursprung europäisch, eine abendländische Leistung.“<sup>145</sup>

Wie er aber nun sein eigenes „geschichtliches Denken“ in der NS-Zeit bewertet sehen wollte, gab Brunner seinen Zuhörern allenfalls verschlüsselt zu verstehen, wenn er nach Löwith am Ende seiner Ausführungen noch eine weitere moralische Größe, einen in der frühen Bundesrepublik nicht weniger prominenten Gegner

<sup>142</sup> Otto Brunner, Die alteuropäische „Ökonomik“, in: Zeitschrift für Nationalökonomie 13 (1950), S. 114–139, hier S. 122 f.

<sup>143</sup> Rosenberg, Mythus, Abschnitte 51 („Griechische‘ Demokratie“) und 52 („Griechenlands Untergang“), zufolge beginnt der „seelisch-rassische [...] Zerfall [...]“ des Homerischen Griechen mit dem Aufkommen der Demokratie, die „als Herrschaft Vorderasiens über die ihre Menschen und Kräfte zerstreuen griechischen Stämme“ gedeutet wird, wobei Platon als Zeuge einer angeblichen „Sehnsucht nach dem heroischen Rassemenschen“ herhalten muss. Auch für Brunner endet die heroische Zeit mit „Platon unmittelbar“; ders., Schicksalsweg, S. 116 f.

<sup>144</sup> Vgl. Otto Brunner, Abendländisches Geschichtsdenken (Hamburg 1954), in: Ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, S. 26–44.

<sup>145</sup> Ebenda, S. 43.

des Dritten Reichs bemühte, den Pädagogen Theodor Litt.<sup>146</sup> „Es sind ‚Wege und Irrwege geschichtlichen Denkens‘ (Th. Litt), die uns entgegentreten; aber man muß wohl auch einmal einen Irrweg zu Ende gehen, um ihn als solchen zu erkennen und den rechten Weg zu finden. Dazu aber bedarf es einer wissenschaftlichen Gesinnung, die sich der eigenen Grenzen bewußt ist.“<sup>147</sup> Man wird aber mit Fug und Recht zweifeln dürfen, ob Brunner sich wirklich des eigenen Irrwegs, den er zwischen 1933 und 1945 mit voller Überzeugung eingeschlagen hatte, neun Jahre nach Kriegsende bewusst war. Denn es gelang ihm ganz offensichtlich nicht, nicht einmal im Rahmen einer akademischen Festrede, sich von jenen alten Geistern zu lösen, denen er so lange angehangen hatte: „Da gibt es ja jenen ‚Geist‘ der Welt, der Menschheit, der Zeit, der Völker, und es gibt ihre ‚Körper‘, die Gesellschaft, die Klassen, die Rassen, die Volkskörper. Nur ist ihr gegenseitiges Verhältnis höchst strittig geworden.“<sup>148</sup> Wenn es dem von Brunner wiederholt zitierten Litt vor allem um die allgemeine „Idee der Verantwortung des Menschen gegenüber Geschichte und Leben und unter dem besonderen Aspekt einer Revision des deutschen Geschichtsbildes“ gegangen war,<sup>149</sup> dann hat sich der Hamburger Historiker dieser Verantwortung ganz offensichtlich entzogen. Vom Bewusstsein der eigenen Schuld und der Schuld des deutschen Volks, das Litt ganz offensichtlich quälte, war Brunner weit entfernt.

Brunners unbeirrtes Festhalten an bereits im Nationalsozialismus entwickelten Positionen erweist sich auch an seiner These vom „ganzen Haus“, an dessen Spitze idealerweise ein „adliger Hausherr“ stehe:

„Alle Abhängigkeitsverhältnisse im Haus sind auf den Hausherrn bezogen, der als der leitende Kopf aus ihnen überhaupt erst ein Ganzes schafft. Dazu befähigt ist eben nur der Mann, der nach Aristoteles allein alle dazu nötigen Tugenden besitzt. [...] Es ist die leitende und gebietende Stellung des Herrn, seine hellere Rationalität, die das Ganze der von ihm beherrschten Gebilde stets vor Augen hat und in ihrer ‚Wesenheit‘ sieht, dem seine Herrenstellung stets die Möglichkeit gibt, sein ‚Wissen‘ zur Tat werden zu lassen, es ist eine adelige Arete, die die Herrschaft des Menschen über sein Inneres, über Haus und Polis ermöglicht [...]“<sup>150</sup>

Nicht zuletzt auch die von Brunner so betonte antiökonomische Ausrichtung und Verbindlichkeit seines Modells des „ganzen Hauses“, das er für ein von der griechischen Antike bis zur Aufklärung sich erstreckendes „Alteuropa“ als gegeben

<sup>146</sup> Vgl. Schildt, Hochkonjunktur, in: Pfeil (Hrsg.), Rückkehr, S. 57f.

<sup>147</sup> Brunner, Abendländisches Geschichtsdenken, in: Ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, S. 43f.

<sup>148</sup> Ebenda, S. 39.

<sup>149</sup> Walther Hofer, Wege und Irrwege geschichtlichen Denkens, in: Schweizer Monatshefte 30 (1950/51), S. 238–245, hier S. 240.

<sup>150</sup> Brunner, Alteuropäische „Ökonomik“, S. 122f.

ansah, gilt der Forschung mittlerweile als wirklichkeitsfremde und romantisch verklärte Sozialutopie aus dezidiert männlicher Perspektive.<sup>151</sup>

Dies wird man auch und vor allem im Hinblick auf Brunners viel gerühmte, aber wenig gelesene Darstellung „Adeliges Landleben und europäischer Geist“<sup>152</sup> sagen müssen, die in der Zeit seiner Zwangspensionierung entstand und 1949 veröffentlicht wurde. Brunner blieb seiner bisherigen Linie treu: In seinen Augen vertrat sich „alteuropäische“ Adelswelt, wie sie sich noch im 17. Jahrhundert im niederösterreichischen Landadel idealtypisch verkörperte, überhaupt nicht mit einer sich schon bedrohlich am Horizont abzeichnenden Moderne. Die Moderne lässt sich in der sozialkonservativen Perspektive Brunners schlagwortartig mit „Handel und Wandel“, „Gewinnstreben“, „Staat“ und „Gesellschaft“ und nicht zuletzt mit dem Prozess einer ihm zutiefst verhassten „Aufklärung“ umschreiben. Wie sehr Brunner hier den eigenen Denkschablonen zum Opfer fiel, belegt gerade seine Charakterisierung des niederösterreichischen Landadels, der eben weit davon entfernt war, sich resignativ in eine neostoisch geprägte provinzielle Idylle zurückzuziehen. Vielmehr nahm er aktiv Anteil an einer frühaufklärerisch geprägten Debatten- und Salonkultur, die charakteristisch für Teile des europäischen Provinzialadels zu sein scheint.<sup>153</sup>

Das eigentlich Bemerkenswerte an Brunners Darstellung ist aber der Umstand, dass er die „geistige Krise der Gegenwart“,<sup>154</sup> in der er sich 1949, also vier Jahre nach Kriegsende, zu stecken wähnte, nicht etwa auf den Zusammenbruch des Dritten Reichs, sondern auf den noch immer nicht bewältigten Zusammenbruch von „Alteuropa“ bezog: „Dieser neuen Welt ist es bisher nicht gelungen, dauernde Formen des menschlichen Zusammenlebens und ein ihr gemäßes Geistesleben zu gestalten.“<sup>155</sup> Zwischen den Zeilen immer wieder spürbar ist Brunners Bedauern darüber, dass der von ihm ausdrücklich unterstützte Versuch des Nationalsozialismus, alteuropäische „Formen des Zusammenlebens“ und eines „ihr gemäßen Geisteslebens“ in modifizierter Form zu reaktivieren, gescheitert war. Denn für Brunner kulminierte die alteuropäische Gesellschaft in „erobernde[n] Großviehzüchter[n], die durch die ihnen gelungene Zähmung und damit Beherrschung großer, hochstehender Tiere eine herrenmäßige Haltung und eine stärkere Rationalität entwickelten“, die ihnen „die Überschichtung primitiver Ackerbau (Hackbau) treibender Völker mütterrechtlicher Struktur und magisch-animistischer Geisteshaltung“ ermöglicht habe:

<sup>151</sup> Vgl. zur Auseinandersetzung Valentin Groebner, Außer Haus. Otto Brunner und die „alteuropäische Ökonomik“, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 46 (1995), S. 69–80, und Claudia Opitz, Neue Wege der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ‚ganzen Hauses‘, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), S. 88–98.

<sup>152</sup> Vgl. Otto Brunner, Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612–1688, Salzburg 1949.

<sup>153</sup> „Adeliges Landleben“ actually documents the very opposite of Brunner’s thesis, namely the cosmopolitan character even of provincial European society in the middle of the seventeenth century“; Miller, Nazis and Neo-Stoics, S. 181.

<sup>154</sup> Brunner, Adeliges Landleben, S. 339.

<sup>155</sup> Ebenda.

„Der durchgebildetste Typ ist der Pferdezüchter, wie denn der Reiter, der Ritter dauernd das [sic!] Prototyp des adeligen Mannes darstellt. Dort wo Großviehzüchter nicht bloß über Hackbauern herrschen, sondern sich die Synthese zum Pflugbauerntum vollzieht, gewinnt auch das beherrschte Bauerntum in der Struktur seines paternal geordneten Hauses einen herrenmäßigen Einschlag, entsteht eine adelig-bäuerliche Welt, die trotz aller in ihr bestehenden Scheidungen doch einen einheitlichen Charakter trägt.“<sup>156</sup>

Die hier zu Tage tretende völkisch geprägte Agrarromantik fußt auf Vorstellungen, die nach ihrer Genese im 19. Jahrhundert gerade vom Nationalsozialismus aufgegriffen, weiterentwickelt und propagandistisch wie legislatorisch missbraucht worden waren.<sup>157</sup>

Nach 1945 setzte sich insbesondere der Siegeszug von Brunners Hauptwerk „Land und Herrschaft“ fort: Nach der Erstpublikation 1939 bereits 1942 und 1943 in zwei weiteren Auflagen erschienen, erfuhr das Buch 1959 und 1963 eine vierte und fünfte Auflage. Zuletzt 1990 nachgedruckt, wird es bis heute in der Geschichtswissenschaft als Standardwerk gepriesen.<sup>158</sup> Diese Einschätzung ist ein erneuter Beleg für die These von der Kontinuität von Deutungsmustern und Leitideen<sup>159</sup> über das Jahr 1945 hinaus. Es kam wie bei Brunners Mitstreiter Conze<sup>160</sup> lediglich zu einer „Adaption des Denkstils“:<sup>161</sup> Zunächst musste der Untertitel seines Buchs eine Metamorphose erfahren; denn der politisch aufgeladene Begriff „Südostdeutschland“, unter dem man in nationalsozialistischer Zeit neben „Baiern“ selbstverständlich auch die „Ostmark“ verstand, mutierte zu „Österreich“.<sup>162</sup> Auch sonst ersetzte er inzwischen problematisch gewordene Begriffe durch unverdächtig klingende Termini: Statt von „Volksgeschichte“ sprach Brunner nun von

<sup>156</sup> Ebenda, S. 247.

<sup>157</sup> Vgl. Andreas Dornheim, Rasse, Raum und Autarkie. Sachverständigengutachten zur Rolle des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft in der NS-Zeit, Berlin/Bamberg 2011, S. 51–55; [www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Ministerium/RolleReichsministeriumNSZeit](http://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Ministerium/RolleReichsministeriumNSZeit) [10.8.2017].

<sup>158</sup> Als „Maßstäbe“ setzendes, „klassisch“ gewordenes „verfassungsgeschichtliches Werk“ empfohlen von Karl Brunner, Kleine Kulturgeschichte des Mittelalters, München 2012, S. 248. Uneingeschränkt positiv zu Brunners Fehde-Konzept äußert sich auch Christine Reinle, Fehde, in: Albrecht Cordes u. a. (Hrsg.), Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, 2., völlig überarbeitete und erweiterte Aufl., Bd. I, Berlin 2008, Sp. 1515–1525. Die breite Rezeption von „Land und Herrschaft“ erhellt auch der Umstand, dass das Werk ins Italienische und Englische übersetzt wurde.

<sup>159</sup> Vgl. Oexle, Leitbegriffe, in: Lehmann/Oexle (Hrsg.), Nationalsozialismus, Bd. 2, S. 40.

<sup>160</sup> Vgl. Jan Eike Dunkhase, Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert, Göttingen 2010.

<sup>161</sup> Vgl. Etzemüller, Kontinuität und Adaption eines Denkstils, in: Weisbrod (Hrsg.), Akademische Vergangenheitspolitik.

<sup>162</sup> Heißt es in den drei ersten Auflagen (1939/1942/1943) „Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter“, so lautet der Untertitel nach dem Zweiten Weltkrieg „Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter“. Zu den Hintergründen, insbesondere auch der Schreibweise von „Baiern“ in „Land und Herrschaft“, vgl. Kortüm, Otto Brunner über Otto den Großen, S. 311, Anm. 70.

„Strukturgeschichte“.<sup>163</sup> In den selben Zusammenhang gehört auch sein Verzicht auf, wie er feinsinnig formulierte, „überholte“ Literatur, ohne freilich dem Leser zu erklären, weshalb denn diese überholt sei. Am ideologischen Gehalt seiner Ausführungen in „Land und Herrschaft“ änderte sich indes auch in der ersten Nachkriegsauflage von 1959 nichts Grundlegendes. Deshalb konnte auch der Wunsch eines Rezensenten nicht in Erfüllung gehen, „daß er sich nicht so einseitig dem gefährlich schillernden Carl Schmitt anvertraut hätte“.<sup>164</sup> Auch der Aufbau und die Kapiteleinteilung blieben, abgesehen von einem „großzügigeren Schlußteil“ und der Anführung neuerer Literatur, unverändert, weshalb derselbe Rezensent kritisch anmerkte: „Es mag dahingestellt sein, ob den Freunden und Benützern des nachgerade ‚klassisch‘ gewordenen Buches damit wirklich gedient ist; mir persönlich wäre die unveränderte Wiedergabe, etwa ergänzt durch als solche gekennzeichnete Nachträge, lieber gewesen.“<sup>165</sup>

Brunners im Grunde unveränderte Haltung wird gerade bei seiner Deutung mittelalterlicher Gewalt in Krieg und Fehde manifest, an der er auch nach Kriegsende unverändert festhielt. Für Brunner charakteristisch ist deren Interpretation als gesellschaftlich anerkanntes Rechtsmittel. Eine solche Auffassung stellte eine bewusste Provokation der bis in die 1930er Jahre dominierenden traditionellen Verfassungs- und Rechtsgeschichtsschreibung liberaler Historiker und Juristen dar. Diese hatten in ihrer überwiegenden Mehrheit die Fehde noch als rohes Faustrecht gebrandmarkt.<sup>166</sup> Die durch Brunner in „Land und Herrschaft“ vorgenommene Rehabilitierung autonomer Gewalt entsprach aber einem Denkstil, der von einer rechtskonservativ-nationalsozialistisch geprägten Intellektuellen-schicht, zu der namentlich auch ein großer Teil der deutschen Staatsrechtslehrer zählte, seit Mitte der 1920er Jahre gepflegt wurde.<sup>167</sup> Dazu passte bestens Brunners Meinung, man hätte im Mittelalter sein gutes Recht buchstäblich mit Gewalt erkämpfen dürfen.<sup>168</sup> So deutete Brunner am Ende seines berühmten Kapitels über die Fehde in ironischer Distanzierung von hergebrachten liberalen Rechts-

<sup>163</sup> Klaus Schreiner, Führertum, Rasse, Reich. Wissenschaft von der Geschichte nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, in: Peter Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich, Frankfurt a. M. 1985, S. 163–252, hier S. 208–211, und Etzemüller, Sozialgeschichte als politische Geschichte, S. 85.

<sup>164</sup> Karl S. Bader, Rezension zu Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 77 (1960), S. 378–380, hier S. 379.

<sup>165</sup> Ebenda.

<sup>166</sup> Vgl. Dominik Reither, Rechtsgeschichte und Rechtsgeschichten. Die Forschung über Fehde, autonome Gewalt und Krieg in Deutschland im 19. Jahrhundert, Marburg 2009.

<sup>167</sup> Diese zeichneten sich, um es in den Worten Horst Dreiers auszudrücken, durch einen dreifachen „Negativkonsens“ aus: ihren „Anti-Liberalismus“, ihren „Anti-Parlamentarismus und Anti-Föderalismus“ sowie ihren „Anti-Semitismus“; vgl. ders., Die deutsche Staatsrechtslehre in der Zeit des Nationalsozialismus. 1. Bericht von Prof. Dr. Horst Dreier, Würzburg, in: Berichte und Diskussionen auf der Tagung der Vereinigung der deutschen Staatsrechtslehrer in Leipzig vom 4. bis 6. Oktober 2000, Berlin/New York 2001, S. 10–72, hier S. 24–31.

<sup>168</sup> Zu Brunners Fehde- und Kriegsdeutung vgl. Hans-Henning Kortüm, Kriege und Krieger 500–1500, Stuttgart 2010, S. 70–74.

vorstellungen und unter Berufung auf Heinrich von Kleists „Michael Kohlhaas“ die Anwendung von „roher Gewalt“ als „eine der stärksten sittlichen Kräfte alles gesellschaftlichen Lebens, das leidenschaftliche Rechtsgefühl des einzelnen Gliedes der Verbände“. Diese Argumentationslinie gehört auch in den Zusammenhang einer seit 1933 einsetzenden Kleist-Konjunktur im deutschen Sprachraum, die „Michael Kohlhaas“ zum Symbol des „anständigen Deutschen“, das gesamte deutsche Volk zum Michael Kohlhaas stilisierte.<sup>169</sup>

Bei Nicht-Juristen blieb eine solche Abwertung des liberalen Rechtsstaats und seiner juristischen Verfahrenswege auch selbst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zumindest partiell attraktiv, obwohl viele prominente Vertreter der Rechtsgeschichte seit den 1970er Jahren ausdrücklich Einspruch gegen Brunners Thesen eingelegt hatten.<sup>170</sup> Denn noch immer schien sich in den Augen der juristischen Laien ein kaum noch überschaubares und dabei wirklichkeitsfernes, offensichtlich immer komplizierter werdendes Rechtssystem in den Händen juristischer Experten zu befinden, die für das System, sprich den liberalen Rechtsstaat, standen, dem man rechts wie links traditionell mit grundsätzlichem Misstrauen begegnete. Dieser Wahrnehmung stellten Brunner und andere ein idealisierendes mittelalterliches Modell entgegen, das auf einfache und klare, weil scheinbar „geordnete“,<sup>171</sup> binäre Strukturen setzte: „Herrscher und Beherrschte“, „Gehorsam und Treue“, „Schutz und Schirm“, „Grundherr und Grundholde“, „Haus und Sippe“, „Freund und Feind“.

Namentlich Brunners Rehabilitierung mittelalterlicher Gewalt wurde von Teilen einer jüngeren Generation von Mittelalterhistorikern seit Ende der 1980er Jahre immer wieder aufgegriffen.<sup>172</sup> Die Frage nach dem zeithistorischen Entstehungskontext von „Land und Herrschaft“ interessierte diese Generation, die ihre wissenschaftlichen „Väter nicht in die Pfanne hauen“ wollte,<sup>173</sup> naturgemäß kaum oder allenfalls am Rande. Umso begieriger griff sie aber Brunners Fehdekonzept auf. Denn in dessen Interpretation erschien die Anwendung von Gewalt legitim, weil sie ihm zufolge strengen Regeln verpflichtet und grundsätzlich einhegbar und

<sup>169</sup> Vgl. Kortüm, *Mittelalterliche Verfassungsgeschichte*, in: Dendorfer/Deutinger (Hrsg.), *Lehnswesen*, S. 68 f., Anm. 51.

<sup>170</sup> Das beginnt bereits in den 1950er Jahren mit Karl S. Bader: „Wir werden auch in Zukunft nicht bereit sein, den ‚Staat‘ des Mittelalters von der Fehde her zu betrachten, gegen die dieser werdende Staat ein halbes Jahrtausend lang anzukämpfen hatte.“; ders., Rezension zu Otto Brunner, S. 379.

<sup>171</sup> Über den von Brunner vertretenen, auf Carl Schmitt zurückgehenden Ordnungsbegriff, vgl. Raphael, *Ordnung*, in: Lehmann/Oexle (Hrsg.), *Nationalsozialismus*, Bd. 2, S. 134, und Algazi, Otto Brunner, in: Schöttler (Hrsg.), *Geschichtsschreibung*.

<sup>172</sup> Typisch dafür etwa Gerd Althoff, *Schranken der Gewalt. Wie gewalttätig war das „finstere Mittelalter“?*, in: Horst Brunner (Hrsg.), *Der Krieg im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Gründe, Begründungen, Bilder, Bräuche, Recht*, Wiesbaden 1999, S. 1–23, mit ausdrücklichem mehrfachem Verweis auf Brunners „Land und Herrschaft“.

<sup>173</sup> Christof Dipper, *Keine Neigung, die „Väter in die Pfanne zu hauen“*. Der Jahrgang 1943 im Feld der deutschen Historiker, in: Christoph Cornelißen (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie. Wolfgang J. Mommsen und seine Generation*, Berlin 2010, S. 277–292, hier S. 277.

begrenzt blieb. Mit dieser Sichtweise wurde ein charmantes und attraktives Gegenmodell angeboten: Mittelalterliche Gewalt schien die unangenehmen Züge nicht gekannt zu haben, die moderne Gewalt, insbesondere im Zeitalter der Extreme, auszeichneten. Dazu gehörten etwa Maßlosigkeit und Totalität. Brunner und seine Anhänger präsentierten mithin ein grundsätzlich „anderes“ Mittelalter, das sich scharf von einer von vielen kritisch betrachteten Gegenwart abhob.<sup>174</sup> Das Mittelalter entwickelte sich in dieser Sichtweise zur positiven Kontrastfolie, die offensichtlich nicht an eben jenen Gebrechen zu leiden schien, für die man die Moderne verantwortlich machte und noch immer macht.

Mit seiner These von einer grundsätzlichen Andersartigkeit des Mittelalters zeigt sich Brunner in perfekter Übereinstimmung mit einem zeitgenössischen Denkstil, dem nicht nur viele Fachvertreter der mittelalterlichen Geschichte anhängen, sondern der sich auch in anderen mediävistischen Disziplinen wiederfindet: So prägte der Romanist Hans Robert Jauf, eine der Leitfiguren der mediävistischen Literaturwissenschaften und der wohl bekannteste Vertreter der Konstanzer „Poetik und Hermeneutik“-Gruppe, das bis heute viel zitierte Schlagwort von der „Alterität“ des Mittelalters.<sup>175</sup>

Mit „Land und Herrschaft“ gleichfalls verbunden ist die dezidierte Ablehnung eines Staatsbegriffs für die mittelalterliche Epoche<sup>176</sup> – für Brunner ein zentrales Kriterium ihrer Andersartigkeit. Namentlich die von Brunner behauptete gesellschaftliche Akzeptanz der Fehde verlangte fast zwingend, eine Absenz mittelalterlicher Staatlichkeit zu betonen: Die Behauptung, man habe, zur juristischen Selbsthilfe greifend, sein gutes Recht eigenständig durchsetzen dürfen, impliziert das Nichtvorhandensein eines Staats oder staatsähnlicher Strukturen. Denn jeder Staat, auch ein erst rudimentär entwickelter mittelalterlicher Staat, sieht sich durch eigenmächtiges Gwaltthandeln prinzipiell in Frage gestellt oder wenigstens herausgefordert. Dass tatsächlich schon sehr früh im Mittelalter mehr oder minder erfolgreiche Versuche einsetzen konnten, die Fehde zu delegitimieren, weckt entschiedene Zweifel an der seit Brunner gern behaupteten gesellschaftlichen Akzeptanz der Fehde<sup>177</sup> und könnte auf eine zumindest allmählich sich entwickelnde mittelalterliche Staatlichkeit verweisen. Die dezidierte Leugnung jedweder Staatlichkeit dürfte vor allem auch der Zeitgebundenheit von Brunners Denkstil geschuldet sein: Denn gerade das völkische Denken war nicht müde ge-

<sup>174</sup> Dies hat bereits Gerhard Dilcher in der Abschlussdiskussion zur ersten Sektion der Trientiner Otto-Brunner-Tagung von 1987 angemerkt: *Annali dell’Istituto Storico Italo-Germanico in Trento* 13 (1987), S. 181–184, hier S. 183.

<sup>175</sup> Zum Alteritätskonzept, seiner Entstehung, verbunden mit dem Plädoyer, sich aufgrund von dessen „Unterkomplexität“ nunmehr von ihm zu verabschieden, vgl. Manuel Braun, *Alterität als germanistisch-mediävistische Kategorie. Kritik und Korrektiv*, in: Ders. (Hrsg.), *Wie anders war das Mittelalter? Fragen an das Konzept der Alterität*, Göttingen 2013, S. 7–38.

<sup>176</sup> Vgl. Kortüm, *Mittelalterliche Verfassungsgeschichte*, in: Dendorfer/Deutinger (Hrsg.), *Lehnswesen*, S. 73–76.

<sup>177</sup> Vgl. Elmar Wadle, *Zur Delegitimierung der Fehde durch die mittelalterliche Friedensbewegung*, in: Brunner (Hrsg.), *Krieg*, S. 73–91, hier S. 78–91, über Eindämmungsversuche der Fehde durch „Friedenstexte“ der Gottesfriedensbewegung und durch die Landfriedensgesetzgebung insbesondere staufischer Herrscher.

worden, den Primat des Volks und des Völkischen vor dem Staat und dem Staatlichen zu betonen. So hatte auch Brunners Innsbrucker Kollege und Gesinnungsgenosse Harold Steinacker formuliert: „In der Geschichte gehe es nicht um Staaten, sondern um die Völker. ‚Mit einem Wort, daß Volk vor Staat geht. Das ist unser Grundgesetz. [...]‘ „Überhaupt war Steinacker der Meinung, das ‚Volk ist alles, der einzelne ist nichts, die Stämme und Stände und Klassen, die Konfessionen, Parteien, Dynastien, Staaten sind nichts neben dem Volk; das Volk ist Ende und Anfang von allem.“<sup>178</sup>

Mittlerweile hat aber, über 30 Jahre nach Brunners Tod, eine neue Generation von Historikern Einzug gehalten, die scheinbar unumstößliche Wahrheiten und Einsichten kritisch hinterfragt, die sich mit seinem Namen verbinden. Die Beliebtheit des Fehde-Terminus in den Fachwissenschaften hat inzwischen spürbar abgenommen – vielleicht auch eine Folge der Tatsache, dass die Zeitgebundenheit Brunners für viele zum Problem geworden ist. An seine Stelle ist der ungleich weitere, neutraler klingende und in der Forschung fast schon ubiquitär verwendete Begriff Konflikt getreten, unter dem erheblich mehr subsumiert werden kann als unter dem Fehde-Begriff. Dazu kommt, dass der Autor einer jüngst erschienenen Studie ernüchtert feststellen musste, „dass sich die Forschung zum gegenwärtigen Zeitpunkt keineswegs darüber einig ist, was unter dem Begriff der Fehde zu verstehen ist. So verwirrend und komplex dies einerseits erscheinen mag, so ist es doch andererseits auch einer nicht gerade klaren Terminologie in den Quellen geschuldet.“<sup>179</sup>

Keineswegs überall ungeteilten Zuspruch gefunden hat aber auch die alternative Interpretation Algazis, der in scharfer Distanzierung von Brunner die Fehde als soziales Disziplinierungsinstrument in den Händen des Adels gedeutet hatte, um gegenüber bäuerlichen Schichten seinen uneingeschränkten Herrschaftsanspruch durchsetzen zu können.<sup>180</sup> So hat man denn einen „Mittelweg“ vorgeschlagen:<sup>181</sup> Fehden sollten vor allem als „soziale Praktiken“ verstanden werden, die in „der politischen Öffentlichkeit“ stattgefunden und ihren Akteuren durchaus Handlungsoptionen belassen hätten, worauf nicht zuletzt die jeweils höchst unterschiedlich verlaufenden Konflikte verweisen würden. Zu welcher Option sich die Betroffenen letztlich entschlossen hätten, ob sie ausschließlich auf Gewalt gesetzt oder aber Vermittlungsdienste Dritter akzeptiert hätten, sei „am Wahrnehmungshorizont des öffentlich-sozialen Raumes orientiert“ und dürfte –

<sup>178</sup> Zit. nach Spreitzer, Harold Steinacker, in: Hruza (Hrsg.), *Österreichische Historiker*, S. 217.

<sup>179</sup> Einen Überblick über die deutsche Fehdeforschung und ihre Akzeptanz oder Distanzierung von Brunners Fehdedeutung sowie über das Aufkommen des neuen „Konflikt“-Begriffs in der jüngeren deutschen Forschung bietet Florian Dirks, *Konfliktaustragung im norddeutschen Raum des 14. und 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Fehdewesen und Tagfahrt*, Göttingen 2015, S. 21–67, Zitat S. 66.

<sup>180</sup> Vgl. dazu Algazi, Herrengewalt, und ders., Otto Brunner, in: Schöttler (Hrsg.), *Geschichtsschreibung: zur Kritik an Algazi* vgl. Alexander Jendorff/Steffen Krieb, *Adel im Konflikt. Beobachtungen zu den Austragungsformen der Fehde im Spätmittelalter*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 30 (2003), S. 179–206, hier S. 180 f.

<sup>181</sup> Dies und die folgenden Zitate nach ebenda, S. 202–205.

so wird man hinzufügen können – auch von der Ausstattung eines potenziellen Fehdeführenden mit Gewaltressourcen abhängig gewesen sein. Mithin biete der Ansatz, „die Fehde zunächst als singulären Konflikt mit eigener, intrinsischer Logik zu begreifen“, die Chance, „die einebnende Wirkung makrohistorischer Erklärungsansätze“ zu „hemm[en]“.

Im Zuge der von der neuesten Forschung vorgenommenen Revision von Brunners Fehdekonzeption kann es auch nicht überraschen, wenn man selbst die früher für anachronistisch gehaltene Frage nach dem mittelalterlichen Staat neuerdings wieder stellen darf,<sup>182</sup> befinden sich doch, wie gerade erwähnt, die Ausbildung staatlicher Strukturen und die damit einhergehende Ausformung eines staatlichen Gewaltmonopols in einem prinzipiellen Widerspruch zur behaupteten und eingeforderten Legitimität juristischer Selbsthilfe. Vorsichtiger geworden ist man auch bei der von Brunner noch ausdrücklich für anachronistisch erklärten Scheidung zwischen Öffentlichem und Privatem, die man jetzt wieder für zulässig hält,<sup>183</sup> und sei es auch nur in der Form eines „kontrollierten Anachronismus“.<sup>184</sup> Sehr kritisch hat in jüngerer Zeit auch Jörg Feuchter die These Brunners als eine für den „Meistermediävisten“ typische „apodiktische Aussage“ ohne ausreichende Belege gewertet, die auf Grund ihrer Übernahme und ausdrücklichen Bekräftigung durch den „Meisterphilosophen Jürgen Habermas“ zu einer veritablen „Denksperre“ geführt habe. Beide Personen verbinde ein stark alteritäres Mittelalterbild, wenn auch jeweils unter umgekehrten Vorzeichen.<sup>185</sup>

Einspruch erhoben hat man ferner gegen eine allzu harmonisierende Deutung kriegerischer Gewalt in der Zeit des Mittelalters, die Brunner mit der Ineinssetzung von Krieg und Fehde entscheidend erleichtert hatte: Bei genauerem Zusehen entpuppt sich diese aber als ein Sonderweg deutscher Mediävistinnen und Mediävisten. Einem relativistischen Konstruktivismus verpflichtet, unterschätzen sie eindeutig die Realität und das Ausmaß der Gewalt in kriegerischen Konflikten, die in ihrer Mehrzahl eben ganz unritterlich geführt wurden.<sup>186</sup> Nachdem bereits 1987 auf einer Tagung in Trient erhebliche Zweifel an der Validität von Brunners

<sup>182</sup> Vgl. Stuart Airlie/Walter Pohl/Helmut Reimitz (Hrsg.), *Staat im frühen Mittelalter*, Wien 2006, und Walter Pohl/Veronika Wieser (Hrsg.), *Der frühmittelalterliche Staat. Europäische Perspektiven*, Wien 2009.

<sup>183</sup> Wadle spricht von den „Träger[n] öffentlicher Gewalt, die traditionellen Herrschaftsträger“; ders., *Delegitimierung der Fehde*, in: Brunner (Hrsg.), *Krieg*, S. 89. Zum Begriff der Öffentlichkeit und ihrer Rolle in der gegenwärtigen mediävistischen Forschung vgl. Jörg Feuchter, *Oratorik und Öffentlichkeit spätmittelalterlicher Repräsentativversammlungen*, in: Martin Kintzinger (Hrsg.), *Politische Öffentlichkeit im Spätmittelalter*, Ostfildern 2011, S. 183–202, hier S. 188, Anm. 22.

<sup>184</sup> Zit. nach Peter von Moos, *Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus*, in: Gert Melville/Peter von Moos (Hrsg.), *Das Öffentliche und Private in der Vormoderne*, Köln 1998, S. 3–83, hier S. 14.

<sup>185</sup> Feuchter, *Oratorik*, in: Kintzinger (Hrsg.), *Politische Öffentlichkeit*, S. 196.

<sup>186</sup> Vgl. dazu die zahlreichen Beispiele bei Kortüm, *Kriege und Krieger*, S. 219–264, sowie ders., *Krieg im Mittelalter. Der Blick auf die Kinder*, in: Alexander Denzler/Stefan Grüner/Marcus Raasch (Hrsg.), *Kinder und Krieg. Von der Antike bis in die Gegenwart*, Berlin/Boston 2016, S. 201–218, hier S. 211 f.

Mittelalter- und Frühneuzeitbild geäußert worden waren,<sup>187</sup> haben diese Zweifel an der Gültigkeit seiner Interpretationen bis heute weiter zugenommen. Wohl am schärfsten hat sich in der jüngeren Vergangenheit Peter Moraw, einer der profiliertesten deutschen Mittelalterhistoriker, gegen Brunner gewandt:

„Schönend und einseitig kann man von heute her gesehen die Auswahl seiner Quellen mit Recht nennen – gerade im Vergleich zum weitausgreifenden Gültigkeitsanspruch der Aussagen. Man kann auch von der Unterwerfung der Vielfalt der Realitäten, von Zeit und Raum unter vorgefaßten zeitgebundenen Meinungen reden, die eher punktuelle Gültigkeit beanspruchen können. [...] Man kann wohl generalisierend den damaligen Zugriff auf die mittelalterliche Vergangenheit in Form einer heute kaum noch begreiflichen Vor-Auswahl und begrifflichen Vor-Sortierung des Stoffes enorm zeitgebunden, harmonisierend und konform nennen [...]. Solches galt besonders für die Konzentration Brunners auf die Fehde als ‚ordnender‘ Zentralbegriff des Mittelalters anstatt eines sehr verschiedenartig auswertbaren Potentials zugunsten des Stärksten oder der Stärksten.“<sup>188</sup>

Was Brunner also so heftig und so überaus scharf den von ihm verachteten „liberalistischen“ Rechts- und Verfassungshistorikern zum Vorwurf gemacht hatte, ihre unübersehbare Zeit- und Wertgebundenheit an die bürgerliche Epoche des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts, traf, vielleicht in noch stärkerem Maße, vice versa auch auf ihn zu: eine evidente Zeit- und Wertgebundenheit, in seinem Fall an völkisch-nationale Kategorien. Ihnen hing er eben nicht nur als junger oder vergleichsweise junger Mann und Gelehrter in den 1930er und 1940er Jahren, sondern Zeit seines Lebens voller Überzeugung an. Wenn inzwischen die Vorstellung von einer angeblichen Stunde Null nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs endgültig obsolet geworden ist, dann gilt dies auch für Teile der deutschen Geschichtsschreibung nach 1945 und in ganz besonderer Weise für Otto Brunner.

<sup>187</sup> Hans Boldt verwies auf „den Mangel an entwicklungshistorischer Sicht“ bei Otto Brunner: „Damit verbunden ist bei Brunner eine eigenartige und problematische Umdeutung des Gegenstands der Verfassungsgeschichte, der Staatsverfassung, gewesen.“ Boldt weiter: „Der von Brunner in verschiedenen Versionen offerierte wissenschaftsmethodische Ansatz für die Geschichtswissenschaft bleibt unklar und unbefriedigend.“ Teilweise ähnlich argumentierte Christof Dipper: „Der langen Rede kurzer Sinn: das Brunnersche Konzept, schlagwortartig mit ‚Alteuropa‘ umschrieben, wird den Anforderungen nicht gerecht. Die Eliminierung des Staates und der Gesellschaft samt ihren Konflikten, alles wichtige Merkmale eben jener Epoche, führt zu Verkürzungen, Irrtümern, die das gesamte Bild verfälschen.“ Die Beiträge von Hans Boldt, Otto Brunner. Zur Theorie der Verfassungsgeschichte, und Christof Dipper, Otto Brunner aus der Sicht der frühneuzeitlichen Historiographie, finden sich in: *Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento* 13 (1987), S. 39–66 bzw. S. 73–96; die Zitate sind auf S. 43, S. 53 und S. 92 nachzulesen.

<sup>188</sup> Peter Moraw, Kontinuität und später Wandel. Bemerkungen zur deutschen und deutschsprachigen Mediävistik 1945–1970/75, in: Ders./Rudolf Schieffer (Hrsg.), *Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert*, Ostfildern 2005, S. 103–138, hier S. 127 f.